

## Ernst Rudolf Neubauer als Dichter und Schriftsteller.

Der Mann und das Werk.

Von Alfred Flug (Bacău)<sup>1)</sup>.

Fragen wir uns zunächst: welche Quellen stehen uns bei der Erfassung der dichterischen Tätigkeit N.s in der Bukowina zur Verfügung? Wir können sie in gedruckte und geschriebene einteilen. Unter seinem Namen sind erschienen: „Die vier Himmelsgegenden der Ehe“, Wien 1855, „Lieder aus der Bukowina“, Wien 1855, „Erzählungen aus der Bukowina“, Czernowiz 1869, „Die Nogaia-schlacht“, Radauz 1875, <sup>1a)</sup> „Die Ideonen“, Hamburg 1882, und „Der Handel um die Seele“, Czernowiz 1886.

Ferner brachten Gedichte bzw. Erzählungen die Zeitung „Bukowina“, das „Album neuester Dichtungen“, herausgegeben von Ludwig Adolf Staufe (Simiginowicz), Wien 1852, die verschiedenen „Buchenblätter“ (1864, 1870, 1871), das „Poetische Gedenkbuch“, herausgegeben von L. A. Staufe, Czernowiz 1875, die „Bukowiner Hausblätter“, herausgegeben von Heinrich Nadler, Czernowiz 1873 ff, u. a.

An nicht gedruckten Schriften muß vor allem die *Cantavita* genannt werden,<sup>2)</sup> die neben anderen Werken auch das nicht gedruckte Epos

1) Als Lehrer am letzten Gymnasium in der Bukowina, dem die rumänische Regierung die deutsche Vortragssprache belassen hatte, war mir die Möglichkeit geboten, einen Teil meiner umfangreichen Neubauerstudie im Schulprogramm zu veröffentlichen. Von dem Sage ließ ich mir nachher Sonderdrucke herstellen. Da löste die Regierung Jorga im Winter 1931/32 die Oberstufe dieser Anstalt auf. Das Untergymnasium war nicht mehr imstande, ein Programm erscheinen zu lassen. Ich selbst wurde nach Bacău versetzt.

Im Jahre 1934 vollendete ich trotz aller Schwierigkeiten, die sich mir durch die Entfernung von der Universitätsbibliothek in Czernowiz usw. in den Weg stellten, den wichtigsten Teil meiner Arbeit, nämlich den über die Tätigkeit Neubauers in der Bukowina. Aber vergeblich wartete ich auf die Wiedererrichtung des deutschen Obergymnasiums in Czernowiz, um die Arbeit drucken zu lassen, bis mir Herr Dr. Friß Baljavec den Vorschlag machte, meine Arbeit in den „Südostdeutschen Forschungen“ veröffentlichen zu wollen.

Die Leser dieses Teiles meiner Neubauerstudien mache ich aufmerksam, daß ich den ersten Teil: „Der Mann“ und die erste Abteilung des zweiten Teiles: „Das Werk“ (Czernowiz 1931—33), an alle Universitätsbibliotheken Deutschlands und an viele in anderen Ländern geschickt habe. Sie stehen also Fachkollegen für allfällige Forschungen und Berichte zur Verfügung. In der gegenwärtigen Studie zitiere ich beide Teile nur unter Angabe der Teilnummer (I bzw. II).

Bacău, im Mai 1939.

<sup>1a)</sup> Dieses Datum gibt Nibio in seiner „Geschichte der Buchhandlung Schledt in Radauz“ (1931) an. Kaindl hat, a. a. O., das Jahr 1876 angegeben. Im Buche selbst ist das Erscheinungsjahr nicht vermerkt.

<sup>2)</sup> f. I. S. 8.



„Darius“ enthält; ferner besitze ich einige Gedichte von N., die mir Dr. P a u n e l überlassen hat. N i b i o hat mir eine von einem Unbekannten herrührende Abschrift des einaktigen Lustspieles „Das Mädchen von Kaliczanka“ eingeschickt, das nach einer Notiz in der „Bukowina“ am 10. März 1865 in Czernowitz aufgeführt wurde. Ueberdies besitze ich die Umarbeitung der Ideonen, über die ich später ausführlicher handeln werde.

Offenbar ist manches von N. spurlos verloren gegangen. So kündigt er am Schluß seiner Erzählungen aus der Bukowina drei Bände an, aber nur einer ist erschienen. In derselben Rubrik wird zur Subskription auf die dramatischen Schriften eingeladen. Nach K a i n d l sollen von ihm „Die alte Kofette“ und „Falsche Adresse“ gedichtet worden sein. Ich habe nichts darüber erfahren können. Schließlich kündigte N. noch einen Band „Fabeln und Märchen“ an. Einige von ihnen dürften die in der Cantavita enthaltenen sein; hatte er noch andere für diesen Band gedichtet?

Eines aber ist sicher: außer den oben erwähnten Werken ist nichts im Druck erschienen, so daß man die Annahme, es sei im Jahre 1872 noch ein zweites Bändchen Erzählungen gedruckt worden, entschieden ablehnen muß. Jrgendwo hätte sich ein Exemplar dieses Bändchens erhalten haben müssen; schon K a i n d l hat deshalb an der Richtigkeit jener Angabe gezweifelt.

Der besseren Uebersicht halber werde ich N.s dichterisches Schaffen in folgender Reihenfolge besprechen: a) Lyrik, b) Epik (in gebundener und ungebundener Form), c) Dramatik. Die Ideonen, sein größtes Werk, will ich am Schluß unter d) behandeln.

### a) Lyrik

An der Schwelle dieser Periode in N.s Schaffen steht das Büchlein: „Die vier Himmelsgegenden der Ehe“, das in Taschenformat erschienen ist (8×12).<sup>3)</sup> Das Buch ist ohne Bezug auf den Inhalt der Gedichte, offenbar nur um dem Titel zu entsprechen, in zwei Abschnitte eingeteilt und zwar I. Osten und Süden (S. 9—30), II. Norden und Westen (S. 33—61). Streng genommen gehört dieser Gedichtband nicht in die Gruppe der in der Bukowina entstandenen Werke N.s, da er die in ihm enthaltenen Gedichte in Wien als Gruß an seine Frau dichtete.

Ziemlich bunt zusammengewürfelt sind hier Gedichte vereinigt, die sich entweder auf Amalie selbst oder auf Liebe und Ehe im Allgemeinen beziehen. Der Durchschnitt ragt nicht über die sonst üblichen Liebesgedichte Ungezählter hervor, viele von ihnen können wegen ihrer Schablonenhaftigkeit durchaus nicht unser Gefallen erregen. Sympathisch hebt sich folgendes Gedicht durch seine natürliche Sprache ab:

<sup>3)</sup> S. I. S. 37.



### Die Poesie der Ehe

Zufriedenheit, Zufriedenheit,  
 Wenn's auch nicht ewig Silber schneit!  
 Ein treues Herz, ein warmes Blut,  
 Gesunder Sinn und frischer Mut,  
 Vertrauen, Verstand und Phantasie,  
 Glaub', Hoffnung, Lieb' und Sympathie,  
 Nicht Kochtopf und nicht Buch allein—  
 All diese Ding', vereint in Zwei'n,  
 Und dann bei Sturm und Sonnenschein  
 Fest ausgeharrt in Lust und Wehe:  
 Das ist die Poesie der Ehe.

Von den vielen kleineren Gedichten und Sinnsprüchen möchte ich hier einen anführen:

Der Jäger will fangen ein Reh,  
 Ihn treibt ein heißes Verlangen.  
 Da haben im Walde am See  
 Zwei Augen den Jäger gefangen.

Es ist bezeichnend, daß N. selbst weder den Gedichten der „Vier Himmelsgegenden“ noch denen aus „Schilf und Weide“, noch den „Patriotischen Liedern“ den „Eintritt in den Salon der Cantavita“ gewährt hat.<sup>4)</sup> Wenn er aber dann weiter ausführt, daß er die Gedichte der vier Himmelsgegenden „wegen ihres rasenden Liebesdranges nur an Damen verteilt“ habe, so stimmt das in zweifacher Hinsicht nicht. Denn erstens sind diese Gedichte nicht „rasender“ als viele andere, die er in die Cantavita aufgenommen hat, dann aber bot er selbst sie in dem Anzeigeteil der „Bukowina“ wiederholt zum Kaufe.

Den Aufenthalt in Wien benützte N. auch dazu, einen größeren Gedichtband drucken zu lassen, den er „Lieder aus der Bukowina“ nannte. Sie haben zwar mit der Bukowina so gut wie nichts zu tun; nur in zwei von ihnen hat er dieses Ländchen zum Schauplatz der Handlung gewählt. Sie verdienen aber den Titel, weil sie zumeist in der Bukowina entstanden sind. Der Band (140 Seiten) ist dem Gutsbesitzer Janco Freiherrn von Mustazza „in Freundschaft“ gewidmet.<sup>5)</sup> Die meisten dieser Gedichte wurden, hie und da mit kleinen Aenderungen, in die Cantavita aufgenommen. Ebenso verhält es sich mit den in den „Buchenblättern“ oder „Album“ erschienenen Gedichten. N. hat die Wahl mit feinem Geschmade vorgenommen, so daß wir uns auf die Besprechung der wichtigsten unter den in der Cantavita erschienenen Gedichten beschränken können.

<sup>4)</sup> S. Cantavita, S. 313 f.

<sup>5)</sup> S. I. S. 40.



Mit dem Gedichte: „Der Bote aus dem Flammenreiche“ leitet N. das erste Buch der Cantavita ein.

Ich stamme aus dem Flammenreich!  
Und wollt' ich's auch verhehlen,  
Mein siedend Blut, es wird sogleich  
Die Kunde laut erzählen.

Und in der Tat sind sehr viele dieser Gedichte „flammend“; die „harmonieentstammte Liebes-Sinnenlust“ feiert Triumphe. Im Gedicht „Was ist mit mir geschehen?“ bekennt er:

Nimmer bann' ich jezt die Flammen,  
Die mir Herz und Kopf entzünden,  
Nimmer diese Macht der Reize,  
Die das Paradies mir künden.

Ach, wie sollt' ich Weisheit fördern,  
Geistes-Kraft und -Herrschaft lehren,  
Der ich Tag und Nacht vor Augen  
Wogen seh' die Hemisphären!

Im Gedichte „Das Band“ bittet er ein Mädchen, ihm ein Schleifchen zu schenken; die aber steckt es in den Busen. „Blickgeschwind darnach gestreckt, stürmte meine Hand“.

Seit das rote Schleifchen ich  
Rauben wollt' im Scherz,  
Quält ein flammend Fieber mich,  
Brennt mir Hirn und Herz.

Wenn er zum „Ball“ geht, leidet er schwere Qualen.

Aber diese Blutgesichter,  
Diese Brüste, schneeig weiß,  
Diese Schultern, Arme, Nacken  
Machen mir doch allzuheiß.

Diesem stürmischen Verlangen, dieser Glut der Empfindung kann auch die Kälte in der Natur nichts anhaben. In dem Gedichte „Schlittensfahrt“ erzählt er von einem Pärchen, das zum Fasching fährt:

Außen Frost und Florentanz,  
Spiel der rauhen Weste,  
Eisessang und Silberglanz  
Dichtbereifter Aeste.

Hier der heiße Liebesmut,  
Küssen, Jauchzen, Scherzen,  
Händedruck und Feuerglut,  
Flammenloh im Herzen.



Ja, selbst „Bei dreißig Kältegraden“ fühlt er beim Stelldichein keine Kälte. Und ganz unzweideutig singt er:

Wie brannten wir in Flammenglut,  
Wie wallte siedend unser Blut,  
Bei dreißig Kältegraden!

Der Schnee, der uns gedient zum Pfühl,  
Wie schmolz ihn unser Hochgefühl!  
Bei dreißig Kältegraden!

ohne zu überlegen, daß das Eiswasser die Glut denn doch gelöscht hätte!

Wir müssen nur die Titel der meisten anderen Gedichte lesen (z. B. Kühlung im Feuer, Die Liebeschule, Höchste Liebe, Liebesneden, Liebesruf usw.), um zu merken, daß N.s lyrische Gedichte zumeist der Verherrlichung der Liebe zum Weibe gewidmet sind. Freundschaft für die Frau kennt er überhaupt nicht. Auch Männerfreundschaft wird nirgends besungen, obwohl N., wie wir im ersten Teile gesehen haben, vieler Freunde sich rühmen durfte. Heimatliebe schimmert nur stellenweise durch, namentlich wenn er das Leben im Bukowiner Urwalde schildert. Wir haben schon gesehen,<sup>6)</sup> welch jubelnde Begeisterung ihn erfaßt, wenn er von jenen Gebirgsgegenden spricht.<sup>7)</sup> In einem einzigen Gedichte hat er für das Heimatsgefühl ergreifende Töne gefunden. Es ist in seiner Weise so schön, daß ich es hier ungekürzt wiedergebe.

#### Auf der Pilgerfahrt

Wo seid Ihr, o Stunden der himmlischen Spiele,  
Ihr Gärten voll Rosen  
Mit Düften und Rosen,  
Mit Tändeln und Scherz?  
Der emsige Pilger, am Weg nach dem Ziele,  
Er kann's noch nicht fassen,  
Euch ewig zu lassen,  
Sein Geist treibt ihn vorwärts, zurück bleibt sein Herz.

Wohl zieh ich auf staubiger Straße von dannen,  
Den Mantel zum Schutz und zum Schirm meinen Hut.  
Nicht können den Willen die Wetter mir bannen,  
Nicht zwingt mich des Mittags verzehrende Glut.  
Doch weckt, wenn tagsüber ich rüstig geschritten,  
Das einsame Dorf mit den gastlichen Hütten,  
Der lodernde Herd und die Kinder voll Lust  
Mir Tränen im Aug' und ein Weh in der Brust.

<sup>6)</sup> I. S. 34.

<sup>7)</sup> In der Cantavita hat N. die ursprüngliche Fassung: „Mein Herz ist im Urwald“ in die weniger schöne: „Mein Hort ist im Urwald“ umgewandelt.



Da zieh'n sie vorüber, die seligen Bilder,  
 Und wenn ich's auch miede,  
 Das Weh wird zum Liede,  
 Das Lied wird zum Traum,  
 Bald stürmisch gewaltig, bald sanfter und milder,  
 Die Szenen, die Namen,  
 All wie sie einst kamen,  
 Das blizt wie auf tanzenden Wogen der Schaum.

Drin leuchtet die Zeit, wo zum Schwert ward der Rocken,  
 Zum blutigen Greif der verwundete Wurm:  
 Da wirbeln die Trommeln, da wimmern die Glocken,  
 Und was erst so selig, nun endet's im Sturm.  
 Der süßeste Traum, noch so innig empfunden,  
 Er schlägt oft dem Herzen die bittersten Wunden.  
 Doch wird auch die Lust mit dem Leide vertauscht:  
 Es bleibt noch ein Trost, wenn nicht Hoffnung enttauscht.

Lebt wohl, o ihr Hütten, kann länger nicht bleiben,  
 Ihr schlummernden Kleinen!  
 Fast will es mir scheinen:  
 Der glühende Fuß —  
 Durch Rankengewind' und vergoldete Scheiben —  
 Er treibt aus der Kammer  
 Den weisenden Jammer  
 Und bringt euch der Freude hellstrahlenden Gruß.

Wohl wand're ich weiter und weiter von dannen,  
 Der Morgen, so frisch, hat die Trauer verweht.  
 Nur eins kann ich nicht aus dem Sinne verbannen,  
 Es stiehlt sich als Seufzer ins Morgengebet:  
 O Heimat, o Heimat, wann seh' ich dich wieder?  
 Ein Rebelheer winket im Westen dort nieder;  
 Noch dauert der Kampf, doch die Sonne durchbricht  
 Die Wolken, bald strahlt mir ein heimliches Licht!

Ein Vaterland existiert für N. [sozusagen überhaupt nicht. Was er an wirklicher (oder nur gemimter?) Vaterlandsbegeisterung besessen, hat er in den patriotischen Liedern verausgabt. Jetzt ist er Weltbürger geworden, wie wir das an einer späteren Stelle sehen werden.<sup>8)</sup>

Wenn ich aber vorhin gesagt habe, daß N. nur selten das Heimatgefühl besungen hat, so will das selbstverständlich nicht heißen, daß er nicht die Natur liebt. Wunderschöne Beschreibungen hat er in den Bukowiner Erzählungen und an manchen Stellen der Ideonen gegeben. Aber auch seine Iyrischen Gedichte bergen manche Perle, wie z. B. das folgende, das an das berühmte Gedicht Walthers von der Vogelweide erinnert:

<sup>8)</sup> Ideonen, XVI. Gesang.



Im Maimond<sup>9)</sup>

Sang ein Vogel leicht und lose  
 Einst am Baum sein Morgenlied.  
 Unten hört's die wilde Rose,  
 Die versteckt im Busche blüht.  
 Rauschte, was so lustig schallt:  
 Tirilal, tirilal!  
 Trug's der Wind durch Tal und Wald.  
 War im grünen Mai.

Vogel guckt zur Rose nieder,  
 Rose späht zum Baum empor.  
 Sanfter klingen seine Lieder,  
 Glüh'nder wallt ihr Duft hervor.  
 Leise rauscht es, tönt so traut:  
 Tirilal, tirilal!  
 Bis sich eins im andern schaut.  
 Heil dir, grüner Mai!

Dort im Wald auf weichem Moose  
 Baut der Vogel sich ein Nest,  
 Ihre Arme schlingt die Rose  
 Um die zarten Jungen fest.  
 Und es zwitschert süß und traut:  
 Tirilal, tirilal!  
 Wandle hin! Es tönt zur Stunde  
 Noch im grünen Mai.

Ich werde auf dieses Gedicht noch später zu sprechen kommen. Jetzt möchte ich noch ein anderes Gedicht anführen, das durch seinen gefälligen Rhythmus angenehm auffällt.

## Lebenslied

Es wecke die Fluren der losende West,  
 Der Storch und die Schwalbe, sie bauten ihr Nest,  
 Zur reizenden Blüte die Knospe gedieh,  
 Es tändeln Libellen und Falter um sie.

Und heißer erschließen und schöner zumal  
 Sich Lilie und Rose dem himmlischen Strahl.  
 Doch Tal und Gestade, erfaßt von der Glut,  
 Sie lechzen entgegen der kühlenden Flut.

Da brausen die Boten, entsendet vom Nord,  
 Es flüchtet die Schwalbe, der Kranich ist fort.  
 Die Blümlein am Anger, die Blätter im Hain,  
 Sie nicken zum Abschied und schlummern dann ein.

<sup>9)</sup> Vgl. das Facsimile auf der 3. Seite des I. Bandes.



Und wißt ihr, wohin sie im Sturme entrauscht?  
 Hinein in die Werkstatt, die niemand belauscht,  
 Hinein in die Werkstatt, die alles vereint,  
 Auf daß es von Neuem im Frühling erscheint.

Jetzt will ich eines der ganz wenigen Gedichte wiedergeben, die sich auf die Bukowina selbst beziehen. Der südlichste Fluß dieses Ländchens, die „goldene Bistriça“, wie man sie zum Unterschiede von einem gleichnamigen Fluß in Galizien und einem in Siebenbürgen nennt, ist seit langem durch Anlegung von Schleusen floszbar gemacht worden. Eine Floszpartie von Kirlibaba ins Kolbutal gehört zu dem Schönsten, was dieses Land bieten kann.

#### Auf der Bistriça

Auf schaukelndem Floße,  
 Auf schäumender Flut,  
 Du brauner Genosse,  
 Wie schiffest du gut!

Wie schoß durch die Schnelle  
 Das Fahrzeug in Hast,  
 Wie floh die Forelle,  
 Wie bog sich der Mast!

Die Blumen, wie nickten  
 Sie freundlichen Gruß,  
 Die Berge, wie schickten  
 Sie würzigen Kuß!

Und drüber der Himmel  
 So blau, so rein —  
 O Leben, o Liebe,  
 O Sonnenschein!

Hinab das Gestade,  
 So reizend geschmückt,  
 Daß nie die Najade  
 Ein schön'res erblickt.

Wie tauten die Wiesen  
 Zu Seiten der Bahn,  
 Wie schauten die Riesen  
 Des Urwalds uns an!

Die Lüfte, wie fachten  
 Sie Wangen und Brust,  
 Die Augen, wie lachten  
 Sie Liebe und Lust!

Wie habt ihr gebunden  
 Die Herzen so zart!  
 O selige Stunden,  
 O glückliche Fahrt!

Neben dem leidenschaftlichen Gefühle für die Frau ist es nur noch die Liebe zur Musik, die unseren Dichter tief ergreifen kann. Ihr hat er begeisterte Strophen geweiht.<sup>10)</sup> So schildert er im „Türmer“ den Eindruck, den das Lied des Turmwächters mitten im Tosen der Elemente hervorruft.

Das schmettert so hell, es ist eine Lust,  
 Das klingt in die Straßen hinunter,  
 Das greift in die zagende Menschenbrust  
 Und jegliches Herz wird munter.

Das schmettert empor so kühn und laut,  
 Als wollt' es dem Wetter trozen,  
 Als lacht' es, wenn Wolken und Windesbraut  
 Voll tödlicher Flammen strozen.

<sup>10)</sup> S. I. S. 41 f.



In der Romanze „Alexander und Timotheus“ finden sich Chorlieder, die begeistert die Macht der Musik preisen.

Sei gepriesen, Welt der Töne,  
Himmelsbote, Klangbeschwingt,  
Macht, durch die das ewig Schöne  
Geist und Herz zum Bunde zwingt!

Ründe wie auf sel'gen Bahnen  
Deine Hoheit Wunder schuf!  
Heil'ge Andacht, süßes Ahnen  
Lauschen deinem Zauberruf.

Menschenherzen sind Altäre  
Für des Einklangs Königin.  
Fei're dort Triumph, du lehre,  
Liebentstammte Siegerin.

Zeige, wie des Tones Zunder  
Tief in uns're Brust sich senkt  
Und durch seiner Kräfte Wunder  
Mächtig uns're Seelen lenkt....

Heil, o Sänger, deinem Schalten,  
Das zum schönsten Siege führt,  
Das besänftigt die Gewalten,  
Freund- und Feindesherzen rührt.

Heil dem Zauber deiner Klänge,  
Der den Starrsinn bricht und bannt  
Und im heißen Kampfgedränge  
Selbst den Stärksten übermannt.

Jetzt müssen wir auch die „Straßenlieder“ kennen lernen, von denen N. Seite 315 der Cantavita schreibt, daß „über ein Halbhundert mit Sehnsucht der Berufung“ in die Cantavita harrte. „Sollte ich mich der eigenen Kinder schämen und sie verleugnen?“ So wählte er einige der „zähmsten“ aus und nahm sie in diesen Band auf. Die Straßenlieder gehören zu einer Gruppe von Liedern, die namentlich in den österreichischen Alpen als „Gstanzeln“ so beliebt sind und auf die gleiche Melodie gesungen werden. Ich gebe hier einige (mit ganz kleinen Aenderungen) wieder.

Der Michel, der glaubt es,  
Als Knabe so gern:  
Der Anfang der Weisheit  
Sei die Furcht vor dem Herrn.

Doch wird er erst Ehemann,  
Dann weiß er's genau:  
Der Anfang der Weisheit  
Ist die Furcht vor der Frau.

\*

Eine Katz und ein Kater,  
Die waren ein Herz,  
Wurden Mutter und Vater  
Nach der Sonntwend' im März.

Da begannen vier Junge  
Zu miauen auf dem Platz,  
Da kratzte der Kater,  
Da biß ihn die Katz.

\*



Saß ein Ochse auf der Schulbank,  
Hatt' 'nen Hoftier zum Ohm,  
Saß beim Ochsen ein Junge,  
War gewitzt wie ein Gnom.

Und als Jahre vorüber,  
Nach den Tagen der Lehr',  
War der Ochse ein Minister  
Und der Gnom Sekretär.

\*

Jede Sach hat zwei Seiten,  
Jeder Mensch seinen Sporn,  
Jede Biene den Stachel,  
Jede Rose den Dorn.

Es trägt seine Rehrseit  
Auch das winzigste Korn;  
Nur die Mädchen sind reizend  
Von hinten und von vorn.

\*

Wir wollen jetzt eine Frage aufwerfen, die sich beim Lesen der bisherigen Gedichte fast von selbst ergibt: Hat N. irgendwie neue Bahnen betreten? Hat er sich an irgendwelche Dichter besonders angelehnt?

Die erste Frage können wir wohl, ohne einen Moment zu zögern, mit „nein“ beantworten. N. wandelt in den Spuren einer großen Tradition weiter. Nicht so leicht aber läßt sich die zweite Frage beantworten. Ja, lägen bei ihm seine Beziehungen zu einem Dichter so offen zu Tage wie etwa bei Theodor Lupul,<sup>11)</sup> so wäre unser Urteil leicht zu bilden. N. aber ist so vielseitig, daß man mit einer Behauptung sehr vorsichtig sein muß. Desters zeigt er, wie dies fast selbstverständlich ist, Beeinflussung durch Goethe. Es sei mir gestattet, meine Anschauung ein wenig näher zu begründen.

Das Gedicht „Auf der Bistriça“ erinnert an „Glückliche Fahrt“ und „Mailied“. Man vergleiche z. B. die Halbstrophe:

O Leben, o Liebe  
O Sonnenschein

mit O Erde, o Sonne,  
O Glück, o Lust!

Im Gedichte „Finden und Schwinden“ gibt N. nach einer Einleitung ein Zwischengespräch zwischen der Wiese und dem Bache wieder. Das erinnert uns in der Form an „Der Junggeselle und der Mühlbach“ und „Wanderer und Frau“ und im Inhalt an „Prometheus“. Und doch! Wie selbständig hat N. neben dem Genie gebaut! Eine Stelle aus diesem längeren Gedichte möge das beweisen... Die Wiese warnt das Bächlein, das trotz ihrer Einladung rastlos weiter eilen will, statt ihre „Gluten zu stillen“.

O Bächlein laß dich warnen!  
Man wird dich umgarnen.  
Schon mancher deinesgleichen  
Wollt' es erreichen  
Und hat unverschuldet  
Viel Schmerz von den Menschen erduldet.

<sup>11)</sup> Vgl. Flug: Rumänen als deutsche Dichter, 1930.



Bald bau'n sie dir Schleusen  
 Und fischen mit Reusen  
 Und Angelruten  
 Die stillsten Bewohner  
 Aus deinen Fluten,  
 Zieh'n Graben und Damm  
 Und trüben mit Schlamm  
 Das Silber, in dem sonst das Fischlein schwamm.  
 Und wächst ihnen der Kamm,  
 So werden sie dich schicken  
 In ihre Fabriken  
 Und ihre Mühlen.  
 Da wirst du erst fühlen,  
 Was Räder zu treiben  
 Und Korn zu zerreiben  
 Und Kessel zu dampfen  
 Und Tücher zu stampfen  
 Und Hämmer zu schlagen  
 Und Schiffe zu tragen  
 Für ein beschwerlich Geschäft.

Oder man vergleiche: „Sah ein Knab ein Röslein stehn“ mit „Sang ein Vogel leicht und lose“, und die Uebereinstimmung der Form wird sich von selbst aufdrängen.

Wenn man aber nach diesen Bemerkungen die Behauptung aufstellen wollte, N. sei durchaus von Goethe beeinflusst worden, so wäre das ein arger Fehler. Denn einerseits finden sich, wie wir bald sehen werden, viele Gedichte, die auch an andere Dichter erinnern (bei welchem Dichter findet man das nicht?); dann aber verstößt N. wiederholt gegen etwas, was Goethes Lyrik so sehr auszeichnet: gegen die Klarheit des Geschauten, gegen die Exaktheit der Wiedergabe der Dinge um uns. Ich habe schon beim Gedichte „Bei dreißig Kältegraden“ auf einen Verstoß gegen diese Forderung aufmerksam gemacht. Nicht gegen die Uebertreibung richtet sich mein Vorwurf, sondern das Geschmacklose, das aus dem unklaren Erschauen resultiert. N. überläßt sich eben zu sehr dem bloßen Spiel mit Worten. Er fragt sich nicht, ob es möglich ist, daß die Rose „Im Maimond“ ihre Arme um die zarten Böglein schlingen kann. In einem an Lenau gemahnenden Gedichte „Die Zigeunerin“ läßt er das braune Mädchen über die Bistriça schwimmen und am anderen Ufer landen, „wo jenseits die stolze Platane winkt“. Platanen in der Bukowina! Oder er läßt („Auf der goldenen Bistriça“) einen Mast auf einem Floße (!) windgeschwellt sich biegen.

Ich habe vorhin ein Gedicht angeführt („Die Zigeunerin“), über das ich etwas später ausführlicher sprechen werde, und dabei die Bemerkung gemacht, daß es mich an Lenau erinnert. An den Dichter der Melancholie,



der in seinen letzten lichten Stunden auf seiner Geige gellend auflachte,  
erinnert N.s

### Melancholie

Am Felsen möcht' ich stehn,  
Vom Meer umbrüllt,  
Und all die Bilder sehn,  
Die es umhüllt.

Im Wogenbrand das Boot,  
Vom Grab bedroht,  
Den letzten Schrei der Not —  
Und nichts als Tod.

Und lachen möcht' ich drauf  
Durch Sturm und Graus,  
Es gelte bis hinauf  
Ans Sterbehaus.

Selbstverständlich darf in diesem Zusammenhange *S e i n e* nicht fehlen.  
Im Gedichte der „König von Babel“ rühmt sich der Fürst:

Mir gehört die Welt! Hier ist mein Thron!  
Ich bin der König von Babylon!

Auf Seite 47 der Lieder aus der Bukowina ist ein Gedicht, das den  
Titel trägt: „Und wenn es just passieret“. Doch hält sich N. im allge-  
meinen fern von der sarkastischen Ironie dieses Dichters. In einem einzigen  
Gedichte nur ist sie nachzuweisen.

### Guter Rat

Und hast du ein Liebchen, so frag erst nicht lang,  
Was wird die Welt dazu sprechen?  
Dich führen zwei Türen, 's ist offen der Gang,  
Du kannst es binden und brechen.

Doch willst du's nicht binden und brechen nicht,  
So laß es gehn', wie es gehe;  
Es endet am Ende wohl jede Geschicht  
Mit Freude oder mit Wehe.

Nur jage dir nie eine Kugel zum Kopf,  
Du müßtest es teuer büßen.  
Was wäre dein Grablied? „Welch alberner Tropf,  
Wie dumm, sich aus Liebe erschießen!“

Wenn *Anacreon* in den Gedichten „Schilf und Weide“ eine sehr  
wichtige Rolle spielt, so hat sein Einfluß in den späteren fast ganz aufge-  
hört; Verherrlichung des Genusses von Bier und Wein findet sich nur  
sporadisch, so z. B. im Gedichte „Hexen-Sabbat oder die Feier der Syl-  
vesternacht“.

Sammelt euch im Glanz der Lichter,  
Heute ist der jüngste Tag!



Liebe, Wein und Lied sind Richter,  
 Zeitenherold ist der Dichter,  
 Himmelsraum das Festgelag ...  
 Unser Leben ist so kurz,  
 Unfremd Streben droht der Sturz,  
 Nur drei Sterne können's sein:  
 Liebe, Lied und Wein.

Und zum Schluß singt der „Chor der Berauschten“.

Vivat! Aufgestellt! Küßt uns, ihr Schönen!  
 Tanzet! Jubelt! Jauchzt zu den Tönen!  
 Kling! Klang! Stoßt, bis es Scherben hat!  
 Küßet! Liebet! Trinket euch satt!

\*

Wir wollen nun zur Gedankenlyrik N.s übergehen, zu denen eigentlich auch schon die Straßenlieder gehören, die ich aber noch in der ersten Abteilung behandelt habe. Die Gedichte dieser Gruppe sind nicht zahlreich, gehören aber zu dem Schönsten, was N. geschaffen hat. Mit der „Schule der Weisheit“ möchte ich beginnen.

Willst du nach der Weisheit ringen,  
 In der Wesen Tiefe dringen,  
 Lerne, wie du kannst allein  
 Lehrer, Buch und Schüler sein.

Liegt es um dich starr und nächtig  
 Und dein Geist ist feiner mächtig:  
 Dieser „Lehrer“ ohne Mund  
 Führt dich auf den tiefsten Grund.

Triffst du's frei von Wahn und Zagen,  
 Die Vernunft um Rat zu fragen:  
 Dieses „Buch“ löst dort und hier  
 Alle Säg' und Rätsel dir.

Ist dein Sinn gesund und kräftig,  
 Klar dein Denken und geschäftig:  
 Schreit' als „Schüler“ kühn voran!  
 Offen liegt vor dir die Bahn!

Weiß hier N. Rat fürs „diesseitige“ Leben, solange wir nur für dies Leben schaffen, so deutet er auch darüber hinaus, wie wir uns zum Jenseits stellen sollen.

#### Diesseits und Jenseits

Mit Diesseits und mit Jenseits  
 Erschreckt der Pop' das Kind,  
 Für Diesseits und für Jenseits  
 Ist mancher Weise blind.

Es predigt dem Gewimmel,  
 Als Born des wahren Lichts,  
 Der Pope: Höll' und Himmel,  
 Der Stoffler: Tod und Nichts.



Sieh an das Laub am Baume!  
 Es zeigt dir klärlich an:  
 Der eine lebt im Traume,  
 Der andre lebt im Wahn.

Sieh an dein Bild im Spiegel  
 Beim Kommen und beim Geh'n,<sup>12)</sup>  
 So kannst du Dies- und Jenseits  
 Mit eignen Augen seh'n.<sup>12a)</sup>

Aber lange kann sich N. nicht mit trockenem Wissen und starren Gesetzen befassen; für ihn ist das Höchste stets nur jener Glaube, der aus der Verherrlichung durch die Poesie entsteht, wie er dies im Sonett: „Glaubens Unterschied“ darlegt.

Als Cos, kündend noch der Gottheit Spur,  
 Den Erdenprossen ihre Rosen schenkte,  
 Als noch Apoll den Sonnenwagen lenkte  
 Und Chronos schwang das Rad der Weltenuhr,

Als Zeus geherrscht und Ceres auf der Flur  
 Die Segenstriebe in den Boden senkte,  
 Als Flora noch mit Tau die Blumen tränkte,  
 Und allwärts sprach der Geist aus der Natur:

Da bot des Glaubens Wort dem Menschenreigen  
 Die Wahrheit im Gewand poet'scher Richtung,  
 Aus der das Volk sich Heil und Hoffnung lieh.  
 Der Nachwelt war das Umgekehrte eigen:  
 Ihr bot erst Glaubens-, später Wissens-Dichtung  
 Als Wahrheit sich, doch — ohne Poesie!

Wenn uns das Wissen nicht erklären kann, wie „Diesseits und Jenseits“ sich abspielt, dann müssen wir zur „Ahnung“ unsere Zuflucht nehmen:

Dann, o dann sei ihm gnädig,  
 Himmlische Hellskraft,  
 Die du in ewiger,  
 Geheimnisvoll flutender Strömung  
 Das All durchdringst  
 Und mit liebendem Strahle durchzitterst  
 Die verjüngbaren Kinder  
 Göttlicher Schöpfung.

Solange wir aber auf Erden weilen, sollen wir uns alle als Brüder betrachten, wie N. es in den „Saturnalien“ verlangt. Jenes Fest, bei dem „Armut saß beim Mahle und der Herr dem Knecht war dienstbereit“, das die Christen als Weihnachtsfest feiern, soll auch ein Ende machen der Anschauung, daß wir nur für den Tod leben.

<sup>12)</sup> Gemeint ist Geburt und Tod.

<sup>12a)</sup> Ueber N.s Glauben ans jenseitige Leben werde ich ausführlich bei der Besprechung der Ideen handeln.



O, daß dauernd endlich doch erstünde  
 Unser Glauben an die Brüdernkraft,  
 An die Macht, die, frei vom Druck der Sünde,  
 Liebend fühlt und liebend wirkt und schafft,  
 Die das Dasein würzigt,  
 Die die Hoffahrt stürzet  
 Und die Menschheit ihrer Qual entrafft.

Heil'ger Born des Lichtes und der Liebe,  
 Heil'ger Geist der Saturnalien!  
 Führt zum Sieg den edelsten der Triebe,  
 Laß die Menschen würdig aufersteh'n!  
 Laß die Eintracht schalten,  
 Lieb' als Sakung walten  
 Und das Reich der Sünde untergeh'n!

Ueber die Liebe zu einem einzelnen Wesen hinaus schlägt N.s Herz für die ganze Menschheit, möchte auch er die Millionen umschlingen und begrüßt sie als Brüder. Das kann auch nur stattfinden, wenn wir „stets von Geist Aristokrat, vom Herzen wahrer Demokrat“ sein werden,<sup>13)</sup> wenn „Gewohnheit und Vorurteil“ ihre Herrschaft verlieren werden.

Vorurteil und Gewohnheit sind zwei eiserne Herrscher,  
 Denen noch keine Gewalt Zepter und Weihe geraubt.  
 Ob von Gottes Gnaden, ob nicht — hier folgen die Sprossen  
 Immer den Nestern. Es blüht ewig dies Herrschergeschlecht.

Nein! Nicht Tyrannenwillkür, noch vererbte Sitten sollen Geltung haben, sondern der Geist soll frei sich entfalten können.

#### Die Kinder des Geistes

Rühr' uns're Sprossen ja nicht an, Herodes,  
 Wie du es einst in Israel getan.  
 Versuchst du es und säest die Saat des Todes,  
 Dann fällst du deinem Opferziel voran!  
 In Mark und Bein, Despot, sollst du erbeben  
 Vor Kindern, die dir schreien ins Gesicht:  
 „Gib off'ne Bahn und Freiheit uns'rem Leben,  
 Sonst zieh'n wir dich vor unser Strafgericht!“

Der Geist muß frei sein und die Gedanken dürfen nicht geknechtet werden, denn sie sind die Kinder des Lichtes:

Was immer du denkst, du denkst nur durch's Licht,  
 Das dir leuchtet auf irdischen Pfaden.<sup>14)</sup>

<sup>13)</sup> Im Gedichte „Menschenadel“, Cantavita, S. 194.

<sup>14)</sup> Aus dem Gedichte: Gnomen, Cantavita, S. 194.



Am Schlusse will ich einen Teil des Gedichtes „Das Buch“ zum Abdrucke bringen, das in mehrfacher Hinsicht sehr interessant ist. N. hat hier seine Anschauung von Weltentstehung, von Verbindung zwischen Körper und Geist und der Stellung des Menschen im All dargelegt. In Form und Darstellungsweise an Schillers Gedankenlyrik gemahnend, eröffnet uns das Gedicht einen Einblick in N.s weltanschauliches Denken und ist wichtig für das Verständnis der Ideonen.

Der Dichter läßt zuerst den Leser eine große Anzahl von Fragen stellen und antwortet dann:<sup>15)</sup>

Sieh', wie aus totem Gemisch des starrenden, formlosen Rohstoffs  
Eisen und Blei und Kohle und Moder und Lumpen und Kehrlicht  
Werden gesondert und weiter gesetzt durch das Machtwort des Geistes,  
Welchem dort Feuer, hier Wasser und Luft gehorchen als Diener.  
Sieh', wie auf streng gesetzlicher Bahn die stoffliche Wandlung,  
Nicht urplötzlich, doch sicher und ihrer Bestimmung entsprechend,  
Wird vollzogen. O sieh! So sieh doch die Körperchen dorten,  
Losgelöst von der Masse der Trägen, sich tummeln und häufen,  
Schimmernd, als trügen sie all noch den Abglanz des flammenden Feuers,  
Jedes, ob noch so winzig, zum Schöpfungsbaue sich eignend.

Hunderttausende sind's, Millionen! Wer wollte sie zählen?  
Blicke nunmehr nach der Richtung, wo tosend die Fluten sich brechen,  
Treibend das mächtige Rad, dem kleinere Räder gehorchen.  
Schaue das Wallen und Schöpfen im dunkelnden, dunstigen Raume,  
Wo weißflockiger Schaum sich bildet zu festem Gebilde,  
Dienend später dem bleibenden Eindruck der winzigen Körper!  
Hast du das alles geschaut und erkannt, wie der Geist aus dem Rohstoff  
Läßt entstehen, was nötig erscheint dem Zwecke der Schöpfung  
Höherer Werke, bestimmt dem Geiste selbst zur Gewandung:  
Folge mir weiter und tritt nur ein in die oberste Werkstatt,  
Wo schon bereit die Körperchen sind zu hehrer Verbindung,  
Deren sichtbare Präge, in farbigem Glanze sich zeigend,  
Soll zur Hülle dienen dem Geist, der sichtbar will werden.

Sieh, wie sich reih'n die Atome und haften im Nu aneinander.  
Sieh, wie mit ihnen zugleich der Geist auch hält seinen Einzug,  
Raum bemerkbar im Anfang, doch später sich schleunig entwickelnd,  
Wo dann Begriff und Gedanke so innig verwachsen dem Stoffe,  
Daß es scheint, als sei es der Stoff, aus dem sie entspringen.<sup>16)</sup>  
Immer mehr der Gedanken erwachen und machen sich geltend,  
Eingelehrt mit den sichtbaren Zeichen des wachsenden Leibes,  
Der, zum Träger des Geistes bestimmt, allmählich sich bildet,  
Bis er zum Ganzen gedieh'n und als solches fürs Leben sich eignet.

<sup>15)</sup> Cantavita, S. 196 ff.

<sup>16)</sup> Man beachte, daß N. auch hier den Materialismus, das „Stofflertum“, wie er an anderer Stelle sagt, ablehnt.



Fertig leuchtet es nun, das Werk mit Körper und Seele,  
 Jener des Stoffguts sichtbare Schrift, entnommen der Erde,  
 Diese die Sprache, der Diener des Geist's, und dessen Vermittler.  
 Mit und über den beiden nun übt der Geist seine Herrschaft.  
 Zwar vergänglich im Laufe der Zeit ist die stoffliche Hülle,  
 Doch mit ihr nicht Idee, die da wirkt im Leben der Geister.  
 Diese bleibt und erscheint von Neuem und wieder von Neuem.<sup>17)</sup>  
 Stets nach festem Gesetz sich findend Körper und Seele.

Jetzt, nachdem du belauscht den Schöpfungsgang der Erscheinung  
 Geistigen Wesens, betrachte zum Schluß die erhabenen Hallen,  
 Wo in Gesellschaftskreisen die Schöpfungsgebilde sich zeigen,  
 Bald zu Hunderten sich und bald zu Tausenden häufend,  
 Hunderttausende auch in verschiedenen Größen und Farben,  
 Dick und dünn und lebern und zart, und nach ihrer Gewandung:  
 Hier in einfachem Kleid und dorten strotzend vom Golde.

Wagt es dich nicht, mit den Geistern derselben Bekanntschaft zu machen?  
 Triffst du es nur, in den Seelen zu lesen, dann ist es ein Leichtes,  
 Deinen Geist mit den Geistern umher in Berührung zu setzen,  
 Sie und mit ihnen zugleich dich selbst erkennen zu lernen.  
 Denn auch du bist ein Buch, auf ähnliche Weise entstanden,  
 Ähnlich beschaffen, doch höher geformt und frei dich bewegend,  
 Unterworfen dem Wandel des Stoff's, aber geistig verbleibend:  
 Zeuge der waltenden Macht der Gottheit im Reiche der Schöpfung.

## b) Epik

Wir wollen zuerst unsere Aufmerksamkeit den kleineren poetischen Erzählungen zuwenden. An erster Stelle ist hier der Cyclus „Der Legionär“ zu nennen, den ich schon an anderer Stelle besprochen habe.<sup>18)</sup> In den Buchenblättern vom Jahre 1870 erschien der 3. und 4. Gesang, die die Flucht von N.s Freund Wutschel schildern, merkwürdigerweise unter dem Titel: „1848 — Von Ernst Freilieb“. Zu Lebzeiten des Dichters wurde keines dieser Gedichte unter seinem Namen gedruckt; fürchtete er, damit „Anstoß“ zu erregen?<sup>19)</sup>

Im echtem Balladenton hebt das Gedicht „Die Windsbraut“ an.

Auf drohendem Felsen prangt hoch ein Schloß,  
 Drin hauset ein Ritter mit wildem Troß,  
 Mit Dirnen und Bechern, die trinken feint  
 Aus goldenen Bechern den perlenden Wein.

<sup>17)</sup> S. vorletzten Gesang der Ideonen!

<sup>18)</sup> S. I. S. 27 ff.

<sup>19)</sup> Das von mir wiedergegebene Gedicht bildet den zweiten Gesang.



In diese Das-Glück-von-Edenhall-Stimmung wird ein Männchen, „vier Spannen lang“, gemeldet, das ein Rädchen zwischen den Fingern dreht und dem Ritter alles zu verschaffen verspricht, was er wünsche. In seiner weintollen Laune geht dieser darauf ein.

Run denn, du Kobold, so schaff mir zur Hand  
Die höchste und mächtigste Braut im Land!

Da beginnt das Rädchen zu schnurren, es wird immer größer, dreht sich immer wilder, „es heult durch die Lüfte“ — da sieht der Ritter die Riesenbraut vor sich. „Auf, Ritter, macht euch zur Hochzeit bereit!“ Fort über Tal und Kluff trägt ihn die Windsbraut und hinter ihm bricht alles frachend zusammen.

Hoch oben am Berge ist's öde und leer,  
Das Schloß und den Ritter sah niemand mehr.

Das gleiche Motiv (Wunschmühle)<sup>20)</sup> hat N. in einem Märchen verwendet, das in den Buchenblättern vom Jahre 1871 unter dem Titel „Das Geschenk des Feuerkönigs“ erschienen ist. Ein Matrose stahl einem Manne die Wunschmühle und nahm sie mit sich aufs Schiff. Da sich zufälligerweise Salzangel einstellte, so ließ er die Mühle mit dem erlauschten Zauberwort Salz mahlen; aber das Wort, mit dem sie ihre Tätigkeit einstellen sollte, hatte er sich ebensowenig wie der Zauberlehrling gemerkt. So sank das Schiff bald durch die übermäßige Belastung, und da die Mühle ihre Tätigkeit auch auf dem Meeresgrund fortsetzte, wurde allmählich das Meerwasser salzig.

Bürgers humorvolle Erzählung vom Kaiser und Abt oder zum mindest die urgermanische Freude am Rätselraten blickt aus folgendem Gedichte heraus:

#### Das Lied von der klugen Magd.

Ein Freigraf reitet übers Land, um zu werben. Da fällt sein Blick auf das Mägdelein des Pächters, und in toller Laune spricht er:

... „Hör an, schöne Maid,  
Drei volle Minuten gönn' ich dir Zeit.  
Und kannst du erraten in dieser Frist,  
Was das Schönste, Stärkste und Reichste ist —  
So wirst du meine Braut!“

Da schaut ihm das Dirnlein ins Gesicht,  
Dann blickt sie nieder und sinnt und spricht:  
„Das Schönste, Herr Graf, ist die Frühlingszeit,  
Das Reichste ist die Zufriedenheit,  
Das Stärkste ist die Liebe“.

<sup>20)</sup> Vgl. Odhin Wunschgott.



Fast bereut der Graf sein rasches Wort; aber noch gibt er sich nicht besiegt.

„Wenn du gehst in mein Schloß, du kluge Magd,  
Nicht angekleidet und doch nicht nackt,  
Nicht bei Nacht und nicht bei Tageslicht,  
Nicht auf Straße, noch Weg, auch auf Fluren nicht:  
So wirst du meine Frau.“

Lachend reitet er weiter. Doch das kluge Mädchen hat bald einen Plan gefaßt.

Ab legt sie das Kleidchen, das Hemd mit Besatz,  
Wirft um sich ein großes Fischernetz,  
Zwei Brettlein unter die Füße sie band,  
Auf diesen schreitet die Magd gewandt  
Im Abendzweilicht fort.

Der Freigraf sitzt im gotischen Saal  
Mit dem Burgkaplan bei traulichem Mahl,  
Es flammen die Kerzen, es schäumt der Krug,  
Da stürmt ein Page herein im Flug:  
„Gebietet, erlaubt ein Wort!

Im Flur, da harret eine fremde Magd,  
Die hat gar stolz nach dem Grafen gefragt.  
Sie ist nicht bekleidet, sie ist unneht,  
Hat im Geh'n die Füße auf Bretter gesetzt.  
So kam sie am Abend aufs Schloß.“

Der Graf die Treppe hinab im Sprung,  
Zur Halle schnellst er mit heißem Schwung.  
Da steht das Mägdlein, ihr Auge feucht.  
„Herr Graf, solch Reisen ist nimmer leicht  
Für eine Grafenbraut!“

Da packt's den Grafen mit Wonne und Weh',  
Da schaut er die Tanne, die Rosen, den Schnee:  
„O du himmlisches Bild, verwinde dein Groll!  
Wie leuchtet dein Adel so wundervoll!  
Wie herrlich gewannst du das Spiel!

„Du Krone des Frühlings, du Perle, so rein!  
Und willst du das Schönste und Stärkste mir weihn,  
So bin ich der Reichste auf Gottes Welt.  
Hier ist meine Hand! Und wenn's dir gefällt,  
Soll morgen Hochzeit sein!“<sup>21)</sup>

---

<sup>21)</sup> Ich habe mehrere Gedichte sowie Gesänge der Ideonen im Bukowiner Deutschen Dichterbuch (1939) veröffentlicht.



Eine Zigeunerromanze möchte ich den kleinen Gedichtzyklus „Elsor und Jhana“ nennen. Da sitzt Jhana verlassen und klagt ihr Leid:

Unter'm Föhrendach  
Lugt' ich bang hervor,  
Sah der Straße nach,  
Wo ich ihn verlor.

Jener Bühl von Sand,  
Aufgebaut vom Sturm,  
War im Sonnenbrand  
Warte mir und Turm.

Ewig leerer Raum!  
Graufames Geschick!  
Traum, du süßer Traum,  
kehr', o kehr' zurück!

Aber der Geliebte kann nicht kommen, er sitzt eingesperrt und soll befragt werden, „wo die Stute hingekommen, die man stahl bei Vollmondlicht“. Da sieht Jhana Reiter heransprengen, sicherlich soll auch sie gefangen werden; rasch stürzt sie sich in die Bistriža und entkommt jenseits des Flusses im dichten Walde. Ein schweres Gewitter geht nieder.

Der Donner wüthet Schlag auf Schlag,  
Der Regen rauscht und fällt,  
Der Blitz entflammt die Nacht zum Tag,  
Die Eiche liegt zerspeßt.

Im Wald bei Nacht, bei Flut und Wind,  
Umzuckt von Blizesgrauen — —  
So liebt es ein Zigeunerkind,  
Das Licht der Welt zu schauen.

Endlich ist Elsor aus dem Gefängnis entlassen und sucht gleich seine Geliebte auf, die ihm alle Marter, die er erlitten, mit ihrer Liebe vergilt. Ein Junge ist zur Welt gekommen, der soll ihnen Glück bringen.

Zigeuner und Zigeunerin  
Vom Dorf zu Schloß und Hofe,  
Der eine her, die and're hin,  
Zu Herrn und Frau und Hofe.

Der Herrschaft reicher Pächter steht  
Dem Säugling heut' zum Paten  
Und zahlt für Pal beim Taufgebet  
Dem Elsor drei Dukaten.

Vom Schloß zum Wald, vom Wald  
zum Tal,  
Wie rasch geschäftig beide,  
Und immer mit dem kleinen Pal,  
Und dann hinaus ins Weite.

Und wieder fort! Zur Steppe fort,  
Bei Sonnenschein und Trause  
Durchs Land nach weitentlegnem Ort  
Und wieder geht's zur Taufe.

Zur Kirche jetzt, bei Morgenfrüh,  
Das Hab und Gut zur Seite,  
Die Fiedel er, den Säugling sie,  
Mit stattlichem Geleite.

Es sind wohl sechs Mal schon herum,  
Daß Pal auf seiner Reise  
Durch Eintritt in das Christentum  
Erworben gold'ne Preise.

Die Fiedel und der kleine Pal  
Im Wieder-Täufer-Plane,  
Sie sind ein sich'res Kapital  
Für Elsor und Jhana.



Gegenüber der sonst so häufig vorkommenden Verhimmelung von Zigeunerleben und -liebe, wie sie seit Lenaus Zeiten immer wieder in Literatur und Musik auftritt,<sup>22)</sup> hat N. wenigstens in Bezug auf das Leben sich der Wirklichkeit genähert. Der Pferdedieb, der im Gefängnis mit der Amute behandelt wird, die Leute mit Patenstehen betrügt, ist in seiner Weise ein ganzer Kerl, kein der Phantasie entsprungener Idealheld. N. legt ihm auch keine überschwenglichen Phrasen von Liebe in den Mund, sondern stellt das Weib als liebebegehrenden Teil hin.

Gehen wir nun über zur Besprechung der großen Ballade „Alexander und Timotheus“! Breit und mächtig wie „Der Graf von Habsburg“ setzt das Gedicht nach einem kurzen Chorliede ein:

Beim königlichen Fest, umkränzt von Myrth' und Rosen,  
 Saß Alexander, Philipps großer Sohn,  
 Des Perserreichs Gebieter, hoch auf gold'nem Thron,  
 Den Göttern des Olymps gleich an Macht,  
 Ja, selbst zum Gott ernannt in feierlicher Pracht.  
 Die Feldherrn all, die in der Schlachten Tosen  
 Mit ihm gekämpft, sie saßen um ihn her,  
 Mit Rosen reich bekränzt wie er.

Die jubelnde Feststimmung, den Glanz der Feier zu erhöhen, tritt Timotheus aus dem Chore der Sänger hervor und stimmt ein Loblied auf Alexander an.

Der Sänger merkt des Königs heißen Mut,  
 Des Busens Feuer, der Augen sprüh'nde Glut,  
 Der Flammenblicke wildes Droh'n,  
 Die trotzig Erd' und Himmel stürmten wieder.

An die erste Ode Anakreons („Ich tauschte um die Saiten“) muß man sich erinnern, wenn man weiter liest, wie Timotheus jetzt den Ton änderte und dem Könige das traurige Los des durch ihn heimatlos gewordenen Perserkönigs vor Augen hielt.

Von Schmerz erfaßt, den Blick zu Boden senkend,  
 In tief ergreifender Gefühle Bann,  
 Der wandelbaren Gunst des Schicksals denkend,  
 Der große Alexander saß und sann.  
 In seinem Busen wogt es hin und wieder  
 Und Tränen rollten seine Wangen nieder.

Da merkt der Sänger, daß die Zeit gekommen, um Alexander in Thais' Arme zurückzuführen. Denn sobald das Herz von Mitleid glüht,

<sup>22)</sup> Vgl. die herrliche Vertonung „Zigeunerleben“ von Robert Schumann.



läßt es sich leicht zur Liebe führen. „In lyrisch weichen Tönen“ erklingt seine Harfe von Liebe.

Und Thais tritt herein, der Schönheit Krone,  
In Lieb' zu weih'n des Weltbesiegers Throne.  
Der König barg nicht länger seinen Schmerz,  
Er sah sie an und zärtlich schlug sein Herz.

Mit einem jubelnden Chorlied auf die Macht der Musik schließt diese Ballade, die zu dem Schönsten gehört, was N. gedichtet hat. Ja, ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß sie, wenn er einige kleine Verstöße ausgefeilt hätte, unmittelbar hinter Schillers klassischen Balladen stehen könnte.

Als letzte unter den kleinen Erzählungen möchte ich die „Sklavin“ besprechen.

Das Bild eines farbenprächtigen morgenländischen Bazars entrollt sich vor unseren Augen. Der Verkäufer ruft aus:

Kauft, werthe Herrn! Sei's Euch genehm:  
Ein schwarzes Seidendiadem,  
Zwei Sterne bergend Zauberkraft,  
Erglüh'nd aus schwarzer Fassung Haft,  
Korallen, kirschrot sanft erschwelend,  
Preiswürdig sich zum Anbot stellend,  
Und nebenan, im edlen Schrein  
Erglänzen echte Perlenreih'n.  
Dann hier die Pracht! O schaut! Es hat  
Nichts Blendenderes je gegeben  
Als dieses Doppelhalbrunds Heben,  
So weiß wie Schnee vom Ararat!“

So preist der Händler eine sechzehnjährige Sklavin an und verlangt für sie fünfzigtausend Piaster. In der Stadt Warna, knapp neben der Küste des Schwarzen Meeres wogt das Gewühl der Käufer auf und ab. Ungezählte bleiben stehen und schauen jehnsüchtig die angebotene Sklavin an; denn

Vollkomm'ner war noch keins zu schauen,  
Ein Himmelsbild aus Edens Auen,  
Und jeder Blick ein Gottesstrahl.

Erstaunen fesselt rings die Männer,  
Des Bildes Hoheit macht sie stumm.  
Gebannt ist selbst der strengste Kenner  
Vor dieser Schönheit Heiligtum.  
Doch keiner will zum Kaufe schreiten,  
So sehr sein Herz auch des begehrt.



Man sieht sie seufzend weiter reiten,  
 Weil ihnen dieses Glück verwehrt.  
 Der Preis ist hoch und nicht zu wandeln,  
 Und jeder scheut es abzuhandeln.

Da kommt der Emir Hussein geritten, „des Gebot ein Donner gilt  
 im Paschalik“, und bietet statt fünfzig nur zwanzig Beutel. Vergebens  
 sträubt sich der Händler; er wird auf Befehl des Emirs gefaßt und in  
 den Kerker geworfen. Schon wollen die Schergen das Mädchen fassen,

Da sieh! Ein Schwan im weißen Schleier,  
 Sich sehrend nach der Freiheitsfeier,  
 Fliegt in sein Element zurück.  
 Ein unbewachter Augenblick  
 Bot ihm als himmlischer Befreier  
 Die Herrschaft über sein Geschick.  
 Wie viele sah'n sein rasches Schwingen  
 Und standen unentschlossen da,  
 Wie viele wünschten das Gelingen,  
 Ob auch des Paschas Schergen nah.  
 „Die Sklavin! Fangt sie! Haltet sie!“  
 Der Emir zornbleich rief und drohte,  
 Und mancher Feigling, dem Gebote  
 Gehorchend, lief und selber schrie:  
 „Die Sklavin! Fangt sie! Haltet sie!“

Doch schon hat Veila, wendschnell fliehend,  
 Erreicht den nahen Küstenrand,  
 Schon winkt der Demantregen sprühend  
 Zur Rettung aus Despotenhand.  
 Und von der Brüstung, wo halb gleitend  
 Empor sie ringt und halb im Schwung,  
 Die Arme gegen Himmel breitend,  
 Stürzt sie hinab im weiten Sprung.

Starr vor Entsetzen steht die Menge,  
 Der Emir atmet tief und schwer;  
 Kein Händler rufet ins Gedränge,  
 Man hört nur dumpf der Brandung Tosen —  
 Sonst ist es plötzlich still umher:  
 Die Perle aus dem Land der Rosen,  
 Sie ruht begraben tief im Meer.

In seiner Autobiographie erzählt N. daß er im Jahre 1855 in der  
 nördlichen Türkei gewesen sei.<sup>23)</sup> Möglich, daß er auch Warna besucht und  
 von einem Ereignis, das sich dort zugetragen hatte, Kunde erhalten hat.  
 In den Anmerkungen der Cantavita schrieb er: „Die Sklavin, Ereignis

<sup>23)</sup> S. I. 44.



aus dem Jahre 1854“. Daß aber in jener Zeit offener Sklavenhandel getrieben wurde, stimmt nicht, wenn auch ohne weiteres zugegeben werden muß, daß Mädchen verschachert wurden.

Noch ein Umstand erweckt unser Erstaunen: wer war das Mädchen, das sich anbieten ließ, und warum stürzte sie sich ins Meer? Konnte es ihr, wenn sie verschachert wurde, nicht gleichgültig sein, welche Summe der Händler für sie einstrich? Bei der Beantwortung dieser Frage werden wir auch die Erklärung für das Wort Sklavin erhalten. Zu jener Zeit, übrigens vielfach noch knapp vor dem Weltkriege, kam es in den von der Türkei besetzten Gebieten wiederholt vor, daß Eltern ihre Töchter reichen Herren verkauften. Sie wurden deren Nebenfrauen. Die Mädchen nahmen das mit fatalistischer Gleichgültigkeit hin. Hier aber sah die „Sklavin“, daß ihre Eltern durch den niedrigen Preis sehr geschädigt würden und daß auch ihre künftige Stellung, da sie „billige“ Ware gewesen, eine schlechte wäre. Diese doppelte Erwägung trieb sie in den Tod.

N.s Darstellung ist prächtig; namentlich die Stellen, wo er die Reize des Mädchens schildert, sind von hervorragender Schönheit.

✽

Zwei größere Epen hat uns N. hinterlassen: „Nogaia oder die Steppenschlacht“ (erschieden 1875) und das nur in der Cantavita handschriftlich erhaltene Epos Darius.

N. beschäftigte sich, um jene Zeit, wie wir dies im letzten Abschnitte noch eingehend besprechen werden, viel mit der Geschichte Osteuropas. Ihn fesselte u. a. die großartige Gestalt des Dschengis Khan, der ein Reich eroberte, das größer als das Alexanders des Großen oder das Römerreich war. Unter seinem Sohne aber machte sich der Führer des westlichen Teiles Nogaia frei und herrschte über alles Land von der südlichen Donau bis zum Asowischen Meer und dem Donez.

Dreißig Jahre schon verhöhnt er  
Kapttschaks<sup>24)</sup> Khane und es flieh'n  
Als die Horden, die mit ihnen  
Gegen den Empörer zieh'n,

Diese Horden, die Nogaia  
Lachend schlachtet, hezt und wirft,  
Daß die ausgebrannte Steppe  
Nichts als Blut und Leichen schlürft.

In den ständigen Kämpfen, die zwischen beiden Reichen immer wieder aufleben, hat Nogaia den Herrscher des Mongolenreiches Tula Buga getötet. Dessen Nefte, Schwiegersohn und Nachfolger, Khan Toghbagu

Schwört, nicht eher zu genießen,  
Was erfreuet das Gemüt,  
Als bis er den Reichsrebelln  
Tot vor seinen Augen sieht.

<sup>24)</sup> = Kapttschak, türkischer Stamm, der weit nach dem Westen vordrang.



Auf beiden Seiten werden die größten Vorbereitungen für den Entscheidungskampf getroffen; drei Monate vergehen, bis alle aufgebotenen Scharen zur Stelle sind. Endlich stehen sich in der Ebene zwischen Don und Kuma beide Heere gegenüber.

Wo die Herde des Nomaden  
Zwischen Don und Kuma zieht,  
Wo das Aug' nach allen Fernen  
Nichts als Gras und Himmel sieht,

Dort Toghtagus gold'ner Dschartak,<sup>25)</sup>  
Der in tausend Strahlen blinkt,  
Hier der Dschartak von Nogaia,  
Goldverbrämt und goldgezinkt.

In der Steppe der Kirgisen,  
Eine Parasange weit  
Von einander, lagern drohend  
Beide Heere kampfbereit.

Hier wie dort des Großherrn Wache  
Wenn der Kampf beginnt und tobt;  
Dort der Mogul, hier der Turko,  
Beide tapfer und erprobt.

Hier wie dort geschart die Stämme  
Mit den Zelten ihres Begs  
Um die Zelte ihrer Khane  
Längs des breiten Lagerwegs.

Fleißig ordnen Khans und Sultans,  
Terkhans, Begs und Paschalhans<sup>26)</sup>  
Dies- und jenseits ihrer Mannschaft  
Nach Gebot des Schlachtenplans.

Hier wie dort in Lagers Mitte,  
Glänzend wie ein gold'ner Stern,  
Auf geflachtetem Bühne ragend,  
Prangt das Zelt des Oberherrn.

Tipfschaf-Pferde, halbgepanzert,<sup>27)</sup>  
Maultier und Kamele steh'n  
In Bereitschaft, doch unzählig  
Ist das Steppenroß zu seh'n.

Rüstzeug, gold- und silberblizend,  
Waffen, sorglich ausgewählt,  
Funkeln stolz an ihren Trägern,  
Die von Kampfeslust beseelt.

Aber Nogaia ist nicht so kampfesfroh wie sonst, er wittert Verrat seitens des Kirgisenhäuptlings; doch trifft er kaltblütig seine Anordnungen.

Seinen Sohn mit den Scharen aus Sereth-, Pruthland und der Walachei läßt er als Reserve im Hintergrunde halten. Da kommt dieser und fragt, wo seine Scharen sich mit der Hauptmacht zu vereinigen haben, wenn der Feind den Sieg erringen sollte. Wie prachtvoll, echt heroisch drauf die Antwort!

Lang und strenge blickt Nogaia  
Ins Gesicht dem eig'nen Sohn.  
Endlich spricht er: „Bei den Toten!“  
Rehrt sich ab und sprengt davon.

<sup>25)</sup> Hier sowie auch später gebe ich die Erklärungen wieder, die N. selbst geschrieben hat. — Dschartak = großes Zelt, Wachhaus.

<sup>26)</sup> Terkhan war eine besondere Würde bei den Mongolen, die später auf die Familie überging. Ein Terkhan war völlig abgabefrei und brauchte seine Beute nicht mit dem Fürsten zu teilen. Er konnte stets unangemeldet zum König gehen, durfte frei sprechen und erhielt neunmal Verzeihung, er konnte begangen haben, was er nur wollte. Paschalhan = eine ähnliche Würde bei den Mongolen.

<sup>27)</sup> Eine eigene, sehr beliebte Pferdegattung in Turkestan.



### Der große Tag der Schlacht bricht an:

Schon verkünden Himmelsboten,  
Farben sprüh'nd, der Sonne Nah'n,  
Purpurrot erglüht die Steppe  
Und der große Tag bricht an.

Glanzbestrahlt vom Horizonte  
Dehnen unabsehbar weit  
Auf der Eb'ne sich die Völker,  
In zwei Heeren dicht gereiht.

Auf beiden Seiten reiten die Fürsten von Gruppe zu Gruppe und spornen den Heldenmut der Führer und Mannschaft an. Die Schlacht beginnt. Da merkt man eine Schwentung der Kirgisengruppe, sie verlassen die Schlachtlinie Nogaias und gehen zum Feinde über. Rasch trachtet Nogaia die Lücke zu stopfen. Jetzt ist die Schlacht in vollem Gange. Wie ist ihre Schilderung N. gelungen!

Trommeln wirbeln, Hörner rufen,  
Vorwärts rast es dort und hier,  
Hochgeschwungen blißen Speere,  
Säbel, Streitart und Panier.

Und dazwischen gelst und schmettert  
Die Drommete, schallt das Horn,  
Während dumpfer Trommelwirbel  
Neue Scharen ruft nach vorn.

Jetzt dicht in Scharen trifft sich  
Schuß und Fußvolk, Mann und Roß,  
Tief im Grunde hebt die Steppe,  
Dröhnend vom Zusammenstoß.

Immer heißer wird das Ringen,  
Immer wütender die Wehr.  
Was da steht, denkt nur ans Fällen,  
Was da fällt, erhebt nicht mehr.

Schreiend, flirrend, mordend, blutend,  
Bald getrennt und bald in Näh',  
Wechselnd vor- und rückwärts fluternd,  
Wogt es wie auf wilder See.

Endlich bricht sich da und dorten  
Heldenarbeit freie Bahn,  
Eilig stürzen durch die Furchen  
And're Streiter kühn heran.

Kilpak und Mongolenmütze,  
Helm und Turban im Gedräng  
Tauchen tosend auf und nieder,  
Hin und her im Handgemeng!

Ueber Rüstzeug und Gefall'ne  
Braust es fort im wilden Lauf,  
Und in hundert klein're Schlachten  
Löst die große Schlacht sich auf.

Bald diese, bald jene Gruppe greift der Dichter heraus und schildert mit Meisterschaft ihren Kampf. Die Führer verrichten Wunder an Tapferkeit

Begs und Khans im Einzelkampfe  
Stürmen aufeinander los  
Also wild, daß Schild und Panzer  
Splintern unter Hieb und Stoß.

Wunderbare Taten fesseln  
Kings die Streiter, daß sie steh'n  
Und, in eig'ner Arbeit rastend,  
Staunend auf die Führer seh'n.

Weiter tost die Schlacht, hervorragende Taten werden verrichtet. Den verräterischen Kirgisenhäuptling erreicht die Strafe: er und seine Unterfeldherren werden in festen Schlingen gefangen, an Pferde gebunden und von den Feinden nachgeschleift.

Doch Nogaia merkt, daß die Schlacht für ihn nicht gut steht; er schickt Boten, die seinen Sohn rufen sollen. Dann späht er wieder ringsum und sieht von weitem Toghtagus' Banner. Der Führer der Gegner befindet sich gerade in einer baumreichen Gegend, die von weitem wie ein Garten



ausieht. Da erinnert sich Nogaia, daß ihm einmal prophezeit worden ist, er werde in einem Lustgarten sterben. Sollte dieser da gemeint sein? Doch nicht einen Augenblick zögert er, den Feind aufzusuchen. Auch dieser hat Nogaia erblickt, und die Helden stürmen gegeneinander. Eine kurze Zeit schauen sie untätig einander an, jeder sieht den andern heute zum ersten Male. Dann beginnt der Kampf.

Flinken Geistes spannt Nogaia  
Seinen Bogen und im Nu  
Schwirrt sein langer Pfeil dem Haupte  
Des verhassten Gegners zu.

Vor dem Prachtjuwel des Turbans,  
Das der Schütze sich erkor,  
Seitwärts prallend riß die Spitze  
Blutig rot Toghtagus Ohr.

Der jedoch sprengt vor und schleudert  
Seinen Speer, der fausend tönt,  
So gewaltig, daß Nogaias  
Panzer von dem Wurfe dröhnt.

Bohrend in die gold'ne Wölbung,  
Die den innern Brustschild deckt,  
Ist die Spitze eingedrungen,  
Daß der Schaft im Panzer steckt.

Kräft'gen Rucks entfernt Nogaia  
Rasch das hindernde Geschloß  
Und mit Schwert und Tartische stürzt er  
Wütend auf den Gegner los.

Wie ein Löwe, den des Feindes  
Tropf zum höchsten Grimme reizt,  
Zeigt er jetzt sich unabwehrbar,  
Wo sich Kling' und Klinge kreuzt.

Gleich der finstern Wetterwolke,  
Welcher Blitz auf Blitz entfährt,  
Deren jeder unter Knattern,  
Was er trifft im Nu verheert —

Also blitzt Nogaias Säbel,  
Pfeilgeschwind die Läng' und Quers  
Kasselnd über seines Gegners  
Klinge, Schild und Panzer her.

Wie gewandt auch seinen Angriff  
Abwehrt der Mongole Khan,  
Bald die rasch geführte Klinge,  
Bald den Buckelschild voran:

Fühlt er doch, daß wenn nicht schnellig  
Waffen er und Kampfesart  
Wechselt, er erliegen müsse  
Schmählich seinem Widerpart.

Horch! Da tönt von Tzakas<sup>28)</sup> Nachhut  
Westwärts her Drommetenklang,  
Lauschend folgt dem Ton Nogaia  
Mitten im Gefechtesgang.

Einen Augenblick nur lauscht er,  
Doch genügend, daß in Hast,  
Durch den Schild gestützt, der Gegner  
Statt des Schwert's die Streitart faßt.

Raum als dies ersch'nd, Nogaia  
Rasch erhebt der Tartische Rand,  
Sich zu schirmen, trifft ein Schlag ihn.  
Ihm zertrümmernd Schild und Hand.

Weiter kämpft er mit der Rechten,  
Grimmig suchend Schutz und Heil,  
Doch schon holt zu neuem Hiebe  
Aus das lang gestielte Beil.

Mit dem Rufe: „Nimm Tlazi“<sup>29)</sup>  
Trifft Toghtagu jetzt das Haupt,  
Das der Ruhm von hundert Siegen  
Hat mit ew'gem Glanz umlaubt.

Ueberströmt vom Blute sinkt er  
Klaffend nieder und ein Schrei  
Des Entsetzens sagt den Lüften,  
Daß Nogaia nicht mehr sei.

Selbst der Sieger schaut ergriffen,  
Wie die Leiche abwärts sinkt  
Und der heiße Steppenboden  
Von Nogaias Blute trinkt.

Dann sein eig'nes Blut nicht achtend,  
Das aus mancher Wunde quillt,  
Spricht er, zu den Seinen schwänkend:  
„Schonet sein! Er war ein Held!“

<sup>28)</sup> Sohn Nogaias.

<sup>29)</sup> Mongolischer Ausdruck für Totschläger (M.).



Die Schlacht ist zu Ende, Tzaka ist zu spät gekommen. Großmütig gewährt Toghtagu allen, die nicht weiter kämpfen, Verzeihung. Dem Sohn Nogaia's verleiht er Rumänien und die Walachei. Als dieser aber die andern Helden, die unter seinem Vater gefochten, zu Waffenbrüderschaft einlädt, wird er von ihnen abgewiesen; gerne hätten sie unter Nogaia gekämpft, denn er sei ein Held gewesen!

Diese Zeiten sind vorüber,  
Anders kam der Dinge Lauf.  
Eine Sonne ging heut' unter  
Und ein Nebelstern ging auf.

„Jene hat uns angezogen  
Durch den Weltstrahl, dieser nicht.  
Kein Gestirn kann sich ihm neigen,  
Denn ihm ward kein eig'nes Licht!

„Sei getrost jedoch des Erbes  
Als Nogaia's einzig Kind:  
Deines Vaters Ruhm wird leben,  
Wenn wir alle nicht mehr sind.

„Singen wird von ihm der späten  
Nachwelt noch des Sängers Mund,  
Sprechen Christ, Budhist und Moslim,  
Reden selbst der Steppenrund!“

Hornruf kündigt, wie die Mannschaft  
Mit den Führern südwärts zieht,  
Fern verklingt's und nur als Echo  
Hallt es im Nogaialied....

Das ist der Inhalt der 226 Strophen der Nogaia'schlacht, deren bedeutendste Stellen ich zitiert habe. In diesem Werke ist es N. gelungen, den größten Epikern in Inhalt und Darstellungsform vollendet nachzueifern. Das ganze kurze Epos ist aus einem Gusse, man möchte keine Strophe missen. Die Darstellung ist lebendig, anschaulich und trotz ihrer Gedrungenheit farbenprächtig. Der Grundzug — das hohe Heldentum — ist mit seltener Klarheit herausgearbeitet. So haben die homerischen Helden gekämpft, so hat Walter den Schild von dem Stummel der linken Hand zornig geworfen. Aber im Gegensatz zu jenem grimmen Heldentum läßt der Dichter den Leichnam des gefallenen Nogaia nicht „um die Mauern Iliens“ schleifen; nach dem furchtbaren Nibelungenkampfe schlägt der sanftere Gudrunton an unser Ohr, versöhnend und das Grauen überstrahlend.

Sind die Ideonen das gedankenreichste Werk N.s, so ist die Nogaia'schlacht das poetisch vollkommenste. Und es ist traurig genug, wenn wir in Nibios Abhandlung: „Die Geschichte der Buchhandlung Schledt“ lesen, daß sie mit dem Verlage dieses Epos einen schweren materiellen Schaden erlitten hat, traurig für den Geschmack der Deutschen jener Zeit.

\*

Außer der Nogaia'schlacht hat N., wie oben erwähnt, noch ein zweites Epos in ungereimten Bierzeilern (Trochäen) geschrieben, das er Darius nannte. Zu Beginn des 19. Jh.s gab es in der Bukowina mehrere Räuberbanden, Haiducken genant; der Führer einer dieser Banden hieß Joan



Dari<sup>30)</sup> und wurde allgemein mit seinem Patronimikum genannt. Ueber die Art, wie er lebte, haben wir eine vorzügliche Schilderung in dem Werke: „Scrierele lui Iraclie Porumbescu“, Cernăuți (Cernowitz) 1898. Auf Seite 61 ff. erzählt Porumbescu, ein bekannter Pfarrer, Dichter und Musiker, was er von seinem Vater über Dari gehört hatte. Dieser war als junger Bursche, als er sich eines Tages auf der Jagd befand, von Dari gleichsam gefangen genommen worden und mußte 10 Tage lang das Leben eines Mitgliedes der Bande mitmachen, ohne allerdings als Novize stehen zu müssen. Dari zeigte ihm, daß er nie von Armen, von Landleuten usw. etwas nehme, sondern im Gegenteile sie unterstütze. Die Folge davon war, daß ihn alle liebten und sich niemand fand, der ihn verraten wollte. Sein Ansehen wuchs und seine Person wurde legendär, bis ihn endlich die irdische Macht doch erfaßte; in der Nähe seines Geburtsortes Mardzina (neben Radauß) wurde er nach kurzem Prozeß im Jahre 1816 gehängt.<sup>31)</sup>

Welch prächtigen Helden hätte N. aus dieser Vorlage formen können! Statt dessen schuf er einen Salonräuber, der in eleganter und sehr listiger Form seine Betrügereien ausübt. So verlangte er von einem Gutsbesitzer, eine größere Geldsumme für einen bestimmten Tag vorzubereiten. Der Gutsbesitzer verständigt das Militär und es wird ihm eine Abteilung Soldaten unter Führung eines Offiziers zur Ergreifung des Räubers zugesagt. Wirklich erscheint am betreffenden Tage der Offizier, erklärt, daß seine Soldaten schon ringsum versteckt lägen, und rät dem Gutsbesitzer, das Geld an die verlangte Stelle zu legen, damit es als Köder diene. So geschieht es. Aber wie erstaunt der Gutsbesitzer, als nach kurzer Zeit ein anderer Offizier kommt und es sich herausstellt, daß der andere niemand anderer als Dari gewesen ist, der das Geld mit sich genommen und einen Zettel folgenden Inhaltes zurückgelassen hat:

Dari rät dem Skarlataki,<sup>32)</sup>  
 Künftig besser zu gehorchen;  
 Traurig wären sonst die Folgen  
 Ihm und seinem Edelhofe.

Wie unmöglich ist doch diese Geschichte! Jener schlichte Bauer, der als bärenstarker Naturmensch geschildert wird, kann sich plötzlich wie ein Offizier benehmen, vielleicht sogar deutsch sprechen. Ja, er kann schreiben!

Und ähnlich unglaublich und unmöglich sind die anderen Geschichten, die N. erzählt. Warum hat er nicht jene tatsächliche, von soviel Gemüt

<sup>30)</sup> dh. Johann, Sohn des Darius.

<sup>31)</sup> S. Porumbescu a. a. O. S. 80.

<sup>32)</sup> Name des Gutsbesitzers.



zeugende Begebenheit erzählt, wie Dari im Walde ein kleines Kind weinend antrifft, es auf den Arm nimmt, trotz der Gensdarmmeriemannschaft ins Dorf Kaczyka geht, die Eltern des Kindes ausforscht und es ihnen mit den Worten übergibt: „Ich bin Dari; bewachen Sie ihr Kind nächstens besser!“<sup>33)</sup>

Und ebenso saft- und kraftlos wie die Schilderung seiner „Heldentaten“ ist auch die seines Endes. Viele, viele Jahre, nachdem der Liebling und Stellvertreter Daris gefangen genommen und am Galgen gebaumelt hat, stirbt im Kloster am Fuße des Karau der Abt Proclus. Doch man findet dann, daß er niemand anderer als der einst so sehr gefürchtete und bewunderte Räuberhauptmann Dari ist, der hier den Frieden seiner Seele gefunden hat.

Nein, wenn auch gewiß mancher Mörder und Räuber schon seine Zufluchtstätte in den Mauern eines Klosters gefunden hat, für den Riesenmann, der unbekümmert und wild darauf los gelebt hat, können wir uns unmöglich ein solches Ende vorstellen.

So reicht der Darius weder inhaltlich noch in der Darstellung an die Mogaiaschlacht heran.

\*

Wir gehen nun zu der Besprechung der epischen Werke in ungebundener Form über!

Es umfangreichste und in vieler Hinsicht schönste Erzählung ist die Novelle: Roxolan und Carpa. Der Inhalt ist kurz folgender:

Auf der Burg Cecina in der Nähe von Czernowiz lebt der Gotenfürst Fridiger. Rings um die Burg befindet sich eine Stadt; da wohnen die Goten in mächtigen Blochhäusern. Der Fürst ist unverheiratet, aber er hat eine Nichte, Carpa, zu sich genommen, deren Eltern längst gestorben sind, und ist ihr Mundwalt und Vater zugleich. Zu ihm, der im Gegensatz zu dem in Suczawa residierenden heidnischen Fürsten Athanarich ein eifriger Anhänger des arianischen Christentums ist, kommt im Jahre 374 der Bischof Wulfila, der vergebens versucht hat, den heidnischen Ermanarich in Kiew zu seiner Lehre zu bekehren. In seiner Gesellschaft befindet sich ein junger Roxolanenfürst, namens Saljew, der vom ersten Augenblick innigste Zuneigung für Carpa fühlt. Unter mancherlei Gesprächen fließt der Nachmittag und der Abend dahin. Am nächsten Tage wird ein Festspiel veranstaltet, an dem gegen 1000 Krieger teilnehmen. Der Bischof wird von ihnen mit Heilrufen empfangen und sie lassen sich von ihm in halb christlicher, halb heidnischer Form taufen. Dann muß Wulfila weiterziehen, und

<sup>33)</sup> Porumbescu a. a. O. S. 78.



auch der Roxolane lehrt in einer wichtigen Mission für Herzog Fridiger heim. Sein Wiedererscheinen ist für die nächste Sommersonnwende festgesetzt.

Unter ganz veränderten Verhältnissen aber kommt Saljew zur Burg Cecina wieder; denn die Hunnen sind ins Land eingefallen. Fast wäre Carpa bei einer einsamen Streifung von einem dieser grauenerregenden Krieger ermordet worden. Da die Feinde die starke Wehrmacht Fridigers in offener Feldschlacht nicht besiegen können, zünden sie die Wälder ringsum an. Doch Fridiger hat schon längst erkannt, daß er die Burg verlassen und über die Donau flüchten müsse. Beleuchtet von der hellen Glut der brennenden Urwaldriesen vermählt er Carpa mit dem Roxolanen-Fürsten und nimmt Abschied von seiner Ziehtochter; denn sie will mit ihrem Gatten auf das Besitztum ihrer Eltern in den Bergen wandern, wohin die Hunnen wohl kaum dringen dürften. Dann verläßt Fridiger die schauerlich schöne Szenerie.

Horch! Da ertönte von Neuem das sonderbare Klingen hoch in den Lüften, aber lauter und ergreifender als zuvor, und schwebte auf Sturmeschwingen nieder bis zu den Reihen der Goten, welche sofort hielten und zum Castell emporblickten, von dessen Höhe die deutlich vernehmbaren Laute herkamen.

Auf der Plattform des Wartturmes stand hochaufgerichtet eine Frauengestalt, an deren Kleidung man alsbald die Priesterin Gala erkannte. Ihr weißer Schleier wallte hoch empor, ihr langes Haar flatterte im Winde. Ihre Arme hielt sie wie segnend gegen die Goten hingestreckt und erhobenen Hauptes sang sie die nämliche Weissagung, die sie im Kampfe gegen die Hunnen gesungen.

An eine Rettung der Urune war nicht zu denken; denn lichterloh brannte bereits die Ausfallspforte und auch an den Fenstern des Turmes leckten schon die Flammen.

„Vorwärts!“ scholl es von den Lippen Fridigers und „Vorwärts!“ widerhallte es in den Reihen der Goten ...

Als die Scheidenden noch einen letzten Blick auf Cecina zurückwarfen, schlugen eben die Flammen über dem Haupte Galas zum Himmel empor.

Das Lied war ausgeklungen ...

Das ist in wenigen Worten der Inhalt der Novelle Roxolan und Carpa. Sie hat große Schönheiten, ein gewisser idealer Hauch verklärt die Schrecken jener Tage. Die Ereignisse werden so lebhaft, so plastisch geschildert, daß der Leser mitgerissen wird und mit Spannung die Fortsetzung erwartet. Die Charaktere sind fein herausgearbeitet, nirgends liegt in ihrer Darstellung eine Unmöglichkeit vor.

Wer also die Novelle lesen wird, ohne sie irgendwie als eine historische gelten lassen zu wollen, wird gewiß eine reine Freude dabei empfinden. Leider aber hat N. sie als „historische“ bezeichnet, ja, in der Vorrede



zu den Novellen hervorgehoben: „Das Streben, geschichtliche und gesellige Ereignisse und Charaktere in wahrscheinlicher, d. i. möglichst zeit- und sittengetreuer Färbung wiederzugeben, gereicht diesen Erzählungen in derart hohem Grade zum Nachtheile, daß manche derselben kaum den Namen von Dichtungen verdienen.“ Und gegen diese Darstellung, als hätten wir es mit einer geschichtlichen Erzählung zu tun, muß ich Stellung nehmen.

Was ist eigentlich an der Novelle Roxolan und Carpa historisch?

1. daß Goten sich auf dem Gebiete der heutigen Bukowina aufgehalten haben.<sup>34)</sup> 2. daß es bei ihnen zwei Heerführer Fridiger und Athanarich gegeben hat, von denen der erste nach Jordanes V „modulationibus citharisque“ gefeiert wurde; er wird „regulus“ genannt, war arianischer Christ und stand deshalb im Streite mit Athanarich.<sup>35)</sup> 3. die Gestalt des großen Bischofs Wulfila. 4. der Hunneneinfall im Jahre 375 und die Flucht der Goten.

Daß diese wenigen Daten nicht ohne weiteres zur Dichtung einer historischen Erzählung hinreichen, ist klar. Immerhin hat es N. versucht und die Novelle ist ihm, wenn man sich nicht weiter um die sonstigen historischen Verhältnisse kümmert, gelungen; aber sie darf, im Gegensatz zu N., nicht als geschichtlich bezeichnet werden, ja, wir dürfen überhaupt nicht mit historischer Schulung an sie herantreten.

Was ist zunächst mit der Burg auf dem Cecinna, einer Bergkluppe, die etwa 8 km von Czernowitz entfernt ist? Ich will hier nicht besonders hervorheben, daß nach den Forschungen der Fachmänner diese Burg, von deren Grundmauern sich nur dürftige Reste erhalten haben, erst im 14. bzw. nach anderen im 15. Jh. erbaut worden ist.<sup>36)</sup> Dem Dichter stünde es frei, ihre Erbauung um 1000 Jahre früher zu verlegen, allerdings aber nur dann, wenn er es uns wahrscheinlich machen könnte. Nach den Schilderungen der Historiker ist es aber ganz ausgeschlossen, daß die Goten sich zum Baue einer steinernen Burg, die ähnlich denen aus dem 12. Jh. geschildert wird und um die sich ringsum eine „Stadt“ ausbreitet, entschlossen hätten oder dazu imstande gewesen wären. Wie allen germanischen Völkern jener Zeit waren auch ihnen feste Häuser geradezu verhaßt, und Ammianus Marcellinus schildert z. B., wie germanische Krieger im Kampfe mit Julian (Apostata) die schon vorhandenen steinernen Häuser und Castelle verbrannten und sich daneben im Freien lagerten. Eine solche Burg anzulegen, dazu waren die Goten des vierten Jahrhunderts sicherlich nicht fähig. Gewiß

<sup>34)</sup> DuciuI in seinem Werke: Zur Geschichte der Bukowina, 1887, S. 11, drückt sich vorsichtig aus: „(Die Goten) besaßen wohl auch die Bukowina“.

<sup>35)</sup> Vgl. darüber Ammianus Marcellinus an zahlreichen Stellen, besonders ausführlich XXVI: 13.

<sup>36)</sup> Vgl. z. B. Kaindl: Kleine Beiträge zur Kunde der Bukowina, 1897, S. 3.



hätten die römischen und griechischen Schriftsteller, die über sie geschrieben haben, irgendwo erwähnt, daß sie Burgen hatten, nicht nur am Cecinna, sondern auch in Suczawa, wobei diese von einem dreifachen Mauerring umgeben gewesen sein soll! Ebenso wenig wie auf dem Cecinna läßt sich irgendwo eine Wahrscheinlichkeit für die Befestigung von Suczawa anführen, sondern alles spricht dagegen.

Es erscheint ferner vollkommen ausgeschlossen, daß die beiden Fürsten Fridiger (Fritigern) und Athanarich, die sich wegen Bekenntnisses zum arianischen Glauben oder seiner Ablehnung grimmig bekämpften, so nahe nebeneinander residierten. Zweifellos hat Athanarich südlicher gewohnt; denn in der Biografie des hl. Sawa wird berichtet, daß dieser Heilige bei der großen Christenverfolgung durch Athanarich im Jahre 355 über Auftrag des Fürsten im *Μουσαϊος*, dem heutigen Buzeufluß, ertränkt wurde.<sup>87)</sup> Da dieser Fluß rund 300 km südlich von Suczawa liegt, ist es eher anzunehmen, daß Athanarich in jenen Gegenden seine Residenz aufgeschlagen hat.

Aber auch andere Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten führt N. an. So berichtet Jordanes XXVI., daß Fritigernus, nachdem er und andere Fürsten vor den Hunnen aufs rechte Donauufer geflohen waren und vom Kaiser empfangen und laut Vertrages verpflegt werden sollten, durch Hunger gezwungen („penuria famis“) sich selbst Ordnung zu schaffen suchten. N. läßt Fridiger eine ähnliche Geschichte, die sich noch vor dem Hunneneinfall ereignet haben soll, erzählen: er habe sich Recht verschaffen wollen, da man ihm die Nahrungsmittel, die er für sein Volk auf Wagen hätte bringen sollen, verweigert habe. Nun bedenke man folgendes: Wenn die Goten diesseits der Donau in einer überaus fruchtbaren Gegend saßen, so hatten sie es sicher nicht nötig, Getreide zu heischen. Um aber das Unwahrscheinliche zum Unmöglichen zu stempeln: wie wäre es möglich gewesen, mittels Wagen (wie es ausdrücklich in der Novelle heißt) genügend Lebensmittel für ein Volk auf eine Entfernung von ungefähr 600 km bei dem damaligen Zustand der Straßen durch ein von einem feindlichen Fürsten besetztes Land transportieren zu können!

Carpa singt ein Lied über:

#### Hugin und Munin.

Hugin und Munin  
Fliegen jeden Tag  
Ueber den Weltkreis hin  
Mit raschem Flügelschlag.  
Asgard und Midgard  
Schließt ihr Flug ein.  
Sie sind Odins Boten  
Aus Viosalfheim.

Hugin und Munin  
Bilden Odins Rat,  
Sie sind Gotteslichter  
Am Menschenlebenspfad,  
Wie fliegen sie so schnelle,  
Von Odin gesandt,  
Und wandeln Tod in Leben um  
Fernhin bis Marströnds Rand.

<sup>87)</sup> Vgl. hierzu Kenopoi: Istorica Românilor, I, S. 229.



Hugin und Munin  
 Verleihen Heldenmut,  
 So oft und finster drohend  
 Anstürmen Wind und Flut.  
 O kämpft mit ihren Waffen,  
 Die Surturs Waffen sind,  
 Dann wird für Euch die Hoffnung  
 Zu Wasser und zu Wind.<sup>38)</sup>

Die Namen der beiden Raben finden sich nur im Grimnirlied und in der prosaischen Edda. Im Grimnirliede lautet die Strophe:<sup>39)</sup>

Hugin und Munin flogen manchen Tag  
 Den Erdengrund ab;  
 Für Hugin fürcht ich, daß er heim nicht kehre,  
 Doch sorg ich um Munin noch mehr.

Die Namen sind verschieden gedeutet worden; Gering setzt Hugin = der mit Verstand begabte, Munin = der mit Unterscheidungsvermögen Begabte; der isländische Gelehrte Jonsson erklärt Hugin mit Gedanke, Munin mit Erinnerung, während Heusler Hugin mit der Besonnene, Munin = der Gedenkende übersetzt. Für welche der Erklärungen man sich auch entscheiden mag, auf keinen Fall werden wir annehmen können, daß die beiden Raben, die Grimnir (= Odin) aussendet, Heldenmut (und Waffen?) verleihen können.

N. läßt Carpa auch die Helden auffordern, mit Surturs Waffen zu kämpfen. Nun wird in der Edda zwar wiederholt der Name Surt erwähnt, nie aber ist er jemand anders als der riesige Beherrscher der Feuerwelt, Muspelheims. Unmöglich kann Carpa die Helden ermuntern, mit den Waffen eines Riesen, d. i. mit denen eines dem Götter- und Menschengeschlechte feindlichen Wesens zu kämpfen. Vielleicht ist N.s Irrtum so zu erklären, daß er nur die Stelle aus dem Wafthrudnirlied u. z. in einer Uebersetzung wie z. B. der Gering's gekannt hat, wo sie lautet:

Das Feld heißt Wigrid, wo sich finden zum Kampfe  
 Die seligen Götter und Surt.<sup>40)</sup>

Da dürfte N. geglaubt haben, daß Surt auf Seiten der Götter gekämpft hat. Denn noch weniger glaubhaft klänge die Erklärung, daß Surt, weil er vom Feuerreiche komme, Träger des Lichtes der Erkenntnis sei.

Für N. ist — merkwürdiger= oder richtiger gesagt: unverständlicher=weise — Surtur (warum nicht Surt?) der Allvater (warum fadur?), wie

<sup>38)</sup> Unklar!

<sup>39)</sup> In der klassischen Uebersetzung von Felix Genzmer.

<sup>40)</sup> Vgl. die Uebersetzung Genzmers: Wigrid heißt das Feld, wo zur Fehde Surt den Göttern begegnen wird.



er es im Gedichte auf Seite 239 sagt, zu dem die Geister, geleitet (!) von Odhin, wiederkehren. Also müßte er der Gott des Lichtes (der Sonne?) sein. In kühner, allzukühner Umbildung läßt er Alfadur in Viosalfahheim wohnen. Nirgends aber wird in der Edda gesagt, daß Götter im Alfahheim wohnen.<sup>41)</sup>

Unverständlich ist es auch, wie N. auf die Seherin, die Runenfundige, das Wort „Alrune“ anwenden konnte, das doch einen ganz anderen Sinn hat, ebensowenig, wie er dem Roxolanenfürsten, also einem Slawen, den gotischen Namen Saljew geben konnte. Er hat sich hier ähnliche „Freiheiten“ geleistet, wie wir sie später im 35. Gesange der Ideonen beim Schicksalsrätsel finden werden.

Ohne weiteres überträgt N. Religionsanschauungen und -begriffe von dem durch die Skalden im Norden ausgebildeten System auf die Goten. Die Namen der beiden Raben finden sich aber bei keinem anderen germanischen Stamme. Wohl sind die Wortstämme gemeingermanisch, aber die den nordischen Namen entsprechenden sind nirgends nachweisbar.

Wenn aber ins Gotische des Jahres 374 Vorstellungen und Lieder eingeführt werden, die dem Ideenkreise der Skalden um rund 600 Jahre später entsprossen sind, so hätten diese Gesänge unter allen Umständen im Stabreim abgefaßt sein müssen, der nach Andreas Heusler „die Dichtung aller germanischer Stämme durch Jahrhunderte beherrscht zu haben scheint<sup>42)</sup> und sicherlich nicht erst „zu den gotischen Neuerungen um 400 gehört“, <sup>43)</sup> sondern „als Hausmarke der germanischen Familie hoch hinaufreicht“. <sup>44)</sup> Und wenn man bedenkt, daß nach Priskos Bericht der Anfang des Heldengesanges bei den Ostgoten zur Zeit Ermanarichs zu suchen ist,<sup>45)</sup> so müssen wir sagen, es ist ein arger Fehler, wenn N. in seinen Gesängen nicht den Stabreim anwendet.

All diese Ungenauigkeiten, ja Unmöglichkeiten stören aber den Genuß nur desjenigen Lesers, der halbwegs die Geschichte und die Anschauungen jener Zeit kennt. Wer sich darüber hinwegsetzt, wird ehrlich N.s Erzählertalent bewundern können.

Auch Kaindl zollt dieser Erzählung viel Lob, findet aber, daß N. von Dahns kleinen Romanen aus der Völkerwanderungszeit beeinflusst ist. Leider hat er mit keinem Worte gesagt, worin diese Beeinflussung bestehen soll. Ich habe zu einer anderen Arbeit alle Romane Dahns durchstudiert, konnte aber nur den einen Zusammenhang zwischen der Novelle

<sup>41)</sup> Mit „Vios“ dürfte N. das Wort „Licht“ gemeint haben.

<sup>42)</sup> Deutsche Berggeschichte, 1925, Bd. 1 § 25.

<sup>43)</sup> Ebenda § 115.

<sup>44)</sup> Ebenda § 115.

<sup>45)</sup> Heusler, Die altgermanische Dichtung, 1926, S. 149.



N.s und den kleinen Romanen entdecken, daß sie Stoffe aus der Völkerwanderungszeit behandeln. Wie gesagt, Raindl ist uns den Beweis für seine Behauptung schuldig geblieben. Es wäre ihm auch unmöglich gewesen, ihn zu erbringen; denn N.s Novellenband ist im Frühling 1869, Dahns kleine Romane vom Jahre 1882 an erschienen.<sup>46)</sup>

\*

Die Novelle „Roxolan und Carpa“ nimmt den größten Teil des ersten Bandes der Novellen ein. Die vier anderen Erzählungen sind bedeutend kleiner. Sie spielen sich mit Ausnahme der ersten (St. Johannes Novus) auf dem Boden der Bukowina ab. Die erste Erzählung hat nur deshalb ihren Platz in diesem Bande gefunden, weil die Gebeine dieses Märtyrers sich im Kloster Suczawa befinden. Dahingegen sind die drei Erzählungen „Die Schwestern von Schipot“, „Hahn und Henne“ und „Der schwarze Wojwode“ auf keinen Fall mehr als historische Novellen zu bezeichnen, sondern als Sagen.

In der ersten wird berichtet, wie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der Nähe des Dorfes Schipot ein berühmter Räuber lebte, den man den König der Wälder nannte. Aber er nahm nur von den Reichen, Arme unterstützte er. Er warb um die Hand einer jungen Bäuerin, die auch ja sagte. Aber bald merkte er und seine Braut, daß auch ihre Schwester ihn liebte. Schwere Eifersucht trieb beide dazu, an einem Feste sich gegenseitig Gift in den Wein zu gießen, das sie ahnungslos tranken, um bald darauf nach reumütigem Geständnis zu sterben. Auf ihren Gräbern pflanzte man zwei Birken, die sich aber nicht vereinigten; und auch, als sie nach fünfzig Jahren „einem Sturme erlagen und die Gemeinde teils aus Pietät, teils weil man zum Andenken an jenes Ereignis die zwei Birken in das Gemeindegel aufgenommen hatte“, zwei neue Birken gleichfalls dicht nebeneinander pflanzte, gelang es nicht, „sie in ihrem Wachstum zu vereinigen.“

Denselben Sagenstoff behandelt L. A. Simiginowicz in seinen „Volksagen aus der Bukowina“ (Czernowitz 1885, S. 3). Doch beschließen dort die Schwestern, einverständlich in den Tod zu gehen, weil sie beide denselben Mann lieben. N. hat den Stoff zweifellos von Fedlowicz genommen, der in seinem 1865 erschienenen Bändchen auch das Gedicht „Die Schipotbirken“ veröffentlichte.<sup>47)</sup>

Die nächste Erzählung „Hahn und Henne“ behandelt ebenfalls eine Bukowiner Sage. Simiginowicz erzählt,<sup>48)</sup> daß ein Einsiedler, der in

<sup>46)</sup> S. Dahn, Erinnerungen, Bd. V, S. 680 ff.

<sup>47)</sup> S. I. S. 39 und Raindl a. a. D. S. 543 ff.

<sup>48)</sup> A. a. D. S. 114.



der Nähe der Mündung des Lufawabaches in die Moldawa lebte, einen Hahn und eine Henne hatte, die ihm sehr lieb waren. Da brachen die Türken herein und er floh, von ihnen gehehrt, mit seinen Tieren über Tal und Berg, bis er sie in der Dunkelheit zu einem Abgrund führte, in den sie alle hineinstürzten. Zum Andenken an seine Rettung nannte er die beiden Felsen, zwischen denen sich die Schlucht befindet, Hahn und Henne.

N. verlegt die Erzählung in die Zeit, da die Rumanische Bevölkerung von den mongolischen Horden über die Berge der Maramuresch zu den Ungarn flüchten mußte, also etwa ins Jahr 1240. Da lebte ein Einsiedler, namens Simeon, in jener Waldwildnis. Eines Tages kam ein Mann an der Spitze einer Kriegertruppe und übergab ihm in einem Sack „seine zwei letzten Untertanen“. Der fremde Krieger war der König von Rumanien, der zu seinem Bruder Bela, dem König von Ungarn, flüchtete. Der Einsiedler hielt die Hühner seines Königs Ruthen hoch in Ehren. Nach vielen Monden aber erschien ein Trupp Tataren, die sich aus Ungarn zurückzogen, und einer der Krieger raubte dem Einsiedler die beiden Hühner. Darüber geriet der Eremit in eine derartige Aufregung, daß er die Beherrschung ganz verlor und den Krieger angreifen wollte, der ihn aber lachend zu Boden schlug. Doch der Geist der Berge rächte den Frevel; er lockte in Gestalt eines Mannes, der auf einem Handschlitten eine Schneefläche hinabsauste, die Feinde in einen nebeligen Abgrund, in dem sie alle umkamen. Der Rumane, der gezwungen worden war, sie zu führen, trieb alle ihre Pferde zusammen und zog auf Rat des Einsiedlers zum König Ruthen. Seine Tochter wurde vom Sohne des ungarischen Königs zur Frau genommen.

Wie wir sehen, ist die Erzählung durchaus sagenhaft; ja sogar übernatürliche Kräfte spielen mit hinein. Die hauptsächlich von Rogerius geschilderten furchtbaren Greuelthaten der einstürmenden Tataren geben nur den Hintergrund ab, auf dem sich die Sage frei aufbaut.

In der nächsten Novelle „Der schwarze Wojwode“ hebt N. das Sagenhaft Uebernatürliche noch viel stärker hervor. Sie spielt sich in jener Zeit ab, da nach der Ueberwindung des Mongolenfürsten Nogai (1292) die Macht dieses Volkes zum großen Teile gebrochen war und in der walachischen Tiefebene Fürst Radu Negru eine neue Herrschaft, die der Walachen, begründen konnte.<sup>49)</sup> Auch aus den Bukowiner Bergen waren ihm viele Krieger zu Hilfe gezogen, denen er von dem herrenlosen Besitze der Serethebene große Bodenflächen zusprach; doch mußten sie sie gegen die Feinde selbst verteidigen. Da dies nicht möglich war, so begnügten sie

<sup>49)</sup> Von vielen wird die Geschichtlichkeit dieses Fürsten angezweifelt, vgl. Kenopoi: Istoria Românilor, III, S. 12 ff.



sich, in den schwer zugänglichen Bergen ihr Leben unter Leitung von Häuptlingen zu fristen.

In der Waldwildnis von Iswor lebte damals ein Häuptling, namens Tudan, der die Tochter eines Oberanführers zur Frau hatte. Nach dessen Tode wollten ihn die Bewohner zum Wojwoden ausrufen. Doch warnte ein alter Mann davor, weil nach dem seinerzeitigen Auftrage des schwarzen Fürsten erst ein Jahr nach dem Tode des alten Kirli, des Schwiegervaters Tudans, darüber entschieden werden sollte, ebenso wie über die Zugehörigkeit des ungeheuren Waldkomplexes der Luczyna, die als Freigut, als Fürstengut, in dem man nicht jagen dürfe, galt. Inzwischen aber trat ein eigentümlicher Zustand ein, der den Dingen eine ganz andere Wendung gab. Bei einem Streifzuge wurden vier junge Bären gefangen und als Spielzeug für die Kinder Tudans auf den Hof gebracht. Da raubte ein Bär das Kind eines der Untertanen Tudans. Der veranstaltete sofort eine große Jagd, bei der er sich auch ins Freigebiet verirrte. Von einer merkwürdigen Müdigkeit erfaßt, schlief er ein. Im Traume sah er ein Schloß, das er vorher nie gesehen; ein vornehmer, ganz in schwarzen Pelz gehüllter Mann und eine ebenso gekleidete Dame ritten aus dem Hofe, näherten sich Tudan und warnten ihn, in ihrem Gebiete zu jagen; das Kind seines Untertanen werde er unverlezt finden; aber genau so müsse er mit den Untertanen seines (des schwarzen Herrn) Reiches umgehen.

Nach einiger Zeit erwachte Tudan und fand zu seinem höchsten Erstaunen das geraubte Kind in seiner Nähe munter spielend. Da eilte er fröhlich heim.

Schon wurden die Vorbereitungen getroffen, um Tudan am Todestage seines Schwiegervaters zum Herrn über die Lande auszurufen, als ein unvorhergesehener Vorfall eintrat. Eines der Kinder Tudans spielte unvorsichtig mit einem der kleinen Bären, der ihm an den Leib rückte. Das Kind wäre verloren gewesen, wenn nicht Tudan zufällig in der Nähe gewesen und zu Hilfe geeilt wäre. Aber auch er konnte sich der vier Bären nur so erwehren, daß er sie totschiug.

Da stieg gegen Abend ein schreckliches Gewitter auf, wie es die ältesten Leute nicht erlebt hatten. In das furchtbare Krachen der entfesselten Elemente tönte ein Signalaruf. Bald darauf kam ein Diener Tudans und meldete zitternd, daß der schwarze Wojwode um ein Nachtlager bitte. Entsetzt fuhr dieser auf und schickte den Diener in die Nacht hinaus, um zu sagen, der fremde Gast, wer er auch sei, sei willkommen.

Mit diesem Auftrage begab sich der Diener wieder hinaus in die stürmische, schauerliche Nacht. Kaum aber war er nur einige Minuten fort, als ein plötzlicher Windstoß die Hallentüre, welche auf das Portal hinausführte, aufriß und das Schnauben und Stampfen von Rossen hörbar ward. Tudan erhob sich, um Fackeln bringen zu lassen und den Gästen entgegenzugehen, sah



jedoch, noch bevor er das Portal erreichte, beim plötzlichen Scheine eines furchtbaren Blizes, der die ganze Umgegend in blendendem Lichte abspiegelte und dem mehrere gewaltige Donnerschläge rasch nacheinander folgten, wie zwei schwarze Reitergestalten von ihren Pferden sprangen und sich der Portal-treppe näherten. Er trat den Ankommenden entgegen und bot ihnen den üblichen Gruß...

Nachdem sich die Fremden zu Tisch gesetzt hatten, fand Tudan Gelegenheit, die beiden Erscheinungen genauer zu mustern. Das von langen schwarzen Haaren umwallte Haupt des Herrn deckte eine schwarze, mit Pelz verbrämte Jagdmütze, seinen herkulischen Körper ein glänzender schwarzer Pelzrock. Das schwarze Lockenhaupt der Dame war mit einem schwarzen Diadem geziert, ihren üppigen, kräftigen Leib umhüllte ein schwarzseidenes, pelzverbrämtes Jagdkleid. Aus den braunen Gesichtern der beiden funkelten schwarze, unruhige Augen. Und wenn der Herr oder die Dame den Mund öffneten, so zeigten sich zwei Reihen ungewöhnlich starker Zähne. Auffallend war der Umstand, daß die Fremden ganz unbewaffnet erschienen und das Sonderbarste von Allem, daß ihre Kleider fast keine Spur von Nässe zeigten, obgleich sie dem heftigsten Regen, der noch immer laut plätschernd niederrauschte, ausgesetzt gewesen waren.

Gleich nach dem Nachtmahl wünschten die Fremden sich niederlegen zu dürfen. Tudan begab sich auch zur Ruhe, mußte aber fortwährend nachdenken, wo er die Gäste schon gesehen; und endlich erinnerte er sich, daß er sie als Schloßbesitzer im Freirevier getroffen hatte. Aber trotz der Aufregung, die er bei diesem Gedanken empfand, schlief er bald ein.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht erwachte der Diener Tudans durch einen furchtbaren Schrei. Er eilte in die Wohnung des Herrn und glaubte bei dem schwachen Dämmerlichte bemerken zu können, wie zwei riesenhafte Bären die Halle verließen. Als er in die Wohnung eindrang, fand er die Kinder der Herrschaft zerfetzt und teilweise aufgefressen, Tudan mit tödlichen Wunden bedeckt. Seine Frau kam erst nach seinem Begräbnis aus tiefer Ohnmacht zu sich.

Wenige Tage nach der geheimnisvollen Begebenheit am Hofe von Iswor erschien der Wojwode Dragosch mit den Rumänen der Maramuresch am südlichen Abhang der Luczyna und gründete auf dem Boden von Altumanien den Staat Moldau.<sup>50)</sup>

Diese Erzählung mit ihrer eigentümlichen Verwechslung von Mensch und Bär ist nach Roxolan und Carpa die schönste des Bändchens; denn

<sup>50)</sup> Nach den Berichten der verschiedenen Chronisten wurde der Staat Moldau im Jahre 1299, nach anderen in den Jahren 1304, 1342, 1353, ja sogar erst 1359 gegründet. Aus der Erzählung ist zu schließen, daß N. sich für eines der beiden letzten Daten entschieden hat, da er einen alten Mann sagen läßt, daß er der einzige im Dorfe sei, der in seiner Jugend den Kampf unter Führung des Wojwoden Radu Negru mitgemacht habe. In seiner Geschichte des Serethlandes finden wir auch, daß N. als Gründungsjahr des Staates Moldau das Jahr 1353 angibt.



hier konnte sich N.s blühende Phantasie am besten ausleben. Die Schilderung der Gegend im Freirevier, die Tudan in seiner Traumvision sieht, ist der Feder eines großen Schriftstellers würdig. Und sie führt uns sozusagen von selbst zu einer Erzählung, die in den Buchenblättern des Jahres 1870 erschienen ist. In diesen „Bärens geschichten“<sup>51)</sup> schildert N. begeistert die Schönheiten jenes Teiles der Bukowina, in den er einen Ausflug unternommen hatte. So schön hatte noch niemand vor ihm den Bukowiner Hochwald besungen, und nach ihm ist es niemand besser gelungen.

In dieser Erzählung finden wir eine eingehende Schilderung der Gegend von Iswor, und wir werden dann die Erzählungen Hahn und Henne und den schwarzen Wojwoden viel besser verstehen. Ich glaube auch, den Ursprung für die sagenhafte Verwechslung von Mensch und Bären in der zweiten Novelle aufdecken zu können; denn N. selbst hat es, wie er in den „Bärens geschichten“ erzählt, erlebt, daß er im Dämmerlichte auf „ein schwarzes, zottiges Wesen“ schoß, das langsam die Bergwand heraufkam. Zum Glück traf sein Schuß nicht; denn es war niemand anderer als sein Führer, der, wie alle rumänischen Bauern, einen Schafspelz trug; im Sommer aber tragen sie ihn mit den Haaren nach außen. Vielleicht hat ihm diese Verwechslung den Gedanken zur Erzählung „Der schwarze Wojwode“ eingegeben.

In demselben Bande der Buchenblätter findet sich noch eine zweite Novelle: „Gottes Fügung“. Sie ist, nach N.s Angabe, einer wirklichen Begebenheit nach erzählt, die sich im Bezirke Botoschani (Moldau) im Jahre 1862 zugetragen hat. Ein Reisender, der bei einem Popen einkehrt, wird von ihm und seiner Frau getötet, um seines Geldes beraubt zu werden. Dann legen sie den Leichnam auf den Schlitten und treiben die Pferde mit kräftigen Peitschenhieben an. Aber am nächsten Tage, es ist ein Sonntag, hält plötzlich vor der Kirche, in der der Pape Gottesdienst abhält, das Gespann. Die Pferde hatten sich müde gelaufen und das eine dann den Weg heimwärts gefunden; denn es war das des Popen, der es in der Dunkelheit mit dem des Fremden vertauscht hatte! Lebenslängliche Schwerarbeit ist die Strafe, die der Pape erhielt.<sup>52)</sup>

In den „Bukowiner Hausblättern“ (1873) veröffentlichte N. eine kleine Erzählung: „Am Tage des Chrams“.<sup>53)</sup> Leider aber gibt er uns keine Schilderung dieses farbenprächtigen Festes, das von der gr. or. Bevölkerung ungemein fröhlich begangen wird, sondern es wird nur ein Kon-

<sup>51)</sup> Klug hat die „Bärens geschichten“ im Deutschen Kalender der Bukowina für das Jahr 1935 und im Bukowiner Deutschen Dichterbuch 1939, hier etwas gekürzt, abgedruckt.

<sup>52)</sup> Wieder abgedruckt von Lang im Kalender für das Jahr 1931.

<sup>53)</sup> Chram heißt Kirchweihfest.



flirt zwischen Zollbeamten und Schmugglern geschildert, die einige Fäßchen Schnaps herüberschwärzen wollen. In dem Kampfe, der sich entspinnt, gibt es Tote auf beiden Seiten.

Das sind N.s Erzählungen in Prosa.

Am Schlusse des ersten Bandes der Novellen lädt N. zur Subskription auf „Erzählungen aus der Bukowina, 3 Teile. Der erste Teil ausgegeben. Der zweite zum Druck vorbereitet.“ ein. Welche Novellen waren für jenen zweiten Band bestimmt? Das wird wohl ein ungelöstes Rätsel bleiben.

### c. Dramatik

Diese Abteilung ist sowohl an Umfang, als auch Inhalt die schwächste. Der Einakter „Das Mädchen von Kaliczanka oder der Schlüssel“ gehört zu jenen Lustspielen, wie sie seit K o z e b u e und N e s t r o n allerorts zu Hunderten verbrochen worden sind. Der Millionär aus der Moldau, der seinen Sohn hat verhindern wollen, ein armes Mädchen zu heiraten, und, durch dessen Flucht und späteren Tod kinderlos geworden, in selbstgewählter Armut fern von seinem Gute die Tage in Kaliczanka verbringt, darf eben-  
sowenig fehlen wie der junge Mann, der das Mädchen seiner Neigung gegen den Willen ihres Ziehvaters entführen will. Und daß dieser Ziehvater auch in das Mädchen verliebt und daß Stefi das Enkelkind des fremden Mannes aus der Moldau ist, der ausgerechnet im Nachbarhause wohnt und im letzten Momente auf Grund eines vorgefundenen Dokumentes seine Enkelin erkennt, muß vom Zuschauer ebenso gläubig hingenommen werden, wie die Gestalt des den Verliebten mimenden Dieners, der in einer weit über seinen Bildungsgrad hinaus gehenden Sprache der Dienerin Stefis Liebe heuchelt, um sie zur Geheimhaltung der Flucht zu bewegen, die allerdings durch das happy end der Entdeckung der Herkunft Stefis und den Segen ihres Großvaters überflüssig wird.

Wir sehen: Durchaus abgebrauchte, der äußeren und vor allem: der inneren Wahrscheinlichkeit entbehrende Ereignisse und Typen sind zu einem Ragout zusammengemischt, das einige unmögliche Monologe vollends ungenießbar machen. Vom Drama „Sophronisbe“ habe ich schon<sup>54)</sup> erwähnt, daß es vollständig verloren gegangen ist.

Ernster ist das dreiaktige Schauspiel „Der Handel um die Seele“ zu nehmen, auch schon deswegen, weil es sich in allerdings allzu großer Innigkeit an den größten Dramatiker aller Völker und Zeiten anlehnt.

Die Haupthandlung spielt sich in der Stadt Czernowiz und zwar fast durchwegs in jüdischen Kreisen ab. Das Handelsvolk der Hebräer wird durch einzelne unerfreuliche Typen charakterisiert. Da ist ein Bucherer Mifles, der den Gutsbesitzern Geld auf die Ernte leiht und dann Mittel und Wege findet, um sich an ihnen festzusaugen und sie allmählich von

<sup>54)</sup> S. I. S. 6.



ihrem Besitze zu verdrängen. Aber auch der Großhändler Gideon Siram ist ein dunkler Ehrenmann, der sich nicht scheut, seiner Schwägerin Anna, deren Vormund er ist, die Einwilligung zur Ehe mit dem Advokaten Dr. Brunner zu verweigern, weil er noch mit ihrem bei ihm erliegenden Heiratsgute wuchern will, und der schließlich den Handel um die Seele eingeht. Zu jener Zeit hatten in Rußland Pogrome stattgefunden; massenhaft waren Juden in die Bukowina geflüchtet, vielfach aller Mittel entblößt. Einer unter ihnen namens Efraim Falik, hat sich an den Wunderrabi von Sadagora um Hilfe gewendet, der ihm einen Doppelnapoleon in Gold mit der Weisung gibt, mit diesem Gelde das erste sich ihm bietende Geschäft abzuschließen. Als er davon am Markte erzählt, macht ihm Siram, durch Habgier verleitet, den Vorschlag, das Goldstück zum Ankaufe von seiner (Siram's) Seele zu verwenden. Und da Falik, in strenger Befolgung der Weisung des Rabbiners, auf den Handel sofort eingeht, stellt ihm Siram lachend die Bescheinigung aus.

Doch Sirams Lachen währt nicht lange. Der peinliche Handel wird überall hämisch besprochen; Rosa, Sirams Frau, ist empört und verlangt den Rückkauf, widrigenfalls sie sich scheiden lassen will. Falik aber verlangt jetzt für den Zettel 1000 Rubel. Nun sieht auch Dr. Brunner die Zeit gekommen, seine Braut aus der Vormundschaft Sirams zu befreien. Auf seine Eingabe hin erklärt das Gericht, daß Siram wegen seines Handels mit der Seele das Recht, weiterhin Vormund sein zu dürfen, verloren habe und daß er selbst mit diesem Amte betraut werde. Das Schiedsgericht, das Rosa verlangt hat, entscheidet, daß sie, da ihr Mann nicht in die Scheidung einwilligen will, aber durch Rückkauf seiner Seele die peinliche Angelegenheit zum großen Teile aus der Welt geschafft hat, das Recht habe, in ihrer Wohnung streng separiert von ihrem Manne zu leben, bis sie glaubt, daß er wieder würdig geworden sei, zu ihr zu ziehen.

Wir sehen, der „Kaufmann von Venedig“ hat zu stark herhalten müssen. Aber nicht nur im Inhalte, sondern auch in der Form. Das Schauspiel ist teilweise in fünffüßigen Jamben, teilweise in Prosa abgefaßt. An besonders gehobenen Stellen tritt der Reim auf.

Wohl kann uns die gerechte Lösung des Knotens befriedigen. Aber das ist auch alles, was für das Drama spricht; denn die allzu große Abhängigkeit von Shakespeare muß schon als arger Fehler gewertet werden. Dazu kommt noch die innere Unmöglichkeit der Fabel des Stückes. Vergebens hat N. versucht, Milieu und Gesinnung der Handelsjuden jener Zeit richtig zu zeichnen. Wohl sind ihm einzelne Striche gut gelungen; aber in der Hauptsache hat er vollständig daneben gegriffen.

Es erscheint dem Kenner jüdischen Denkens vollkommen ausgeschlossen, daß Siram seine Seele verkauft. Und deshalb entbehrt das Schauspiel „Der Handel um die Seele“ der inneren Wahrscheinlichkeit.

(Schluß folgt.)